IV. Jahrgang Januar-Februar 1932 Heft 1

Psychoanalytische Bewegung

Erscheint zweimonatlich + Herausgegeben von A. J. Storfer

Preis des Heftes Mark 2.–

„Psychoanalytische Bewegung"

Erscheint zweimonatlich

Herausgegeben von A. J. Storfer

Alle redaktionellen Sendungen
(Manuskripte, Rezensionsexemplare usw.)

und alle geschäftlichen Sendungen
(Abonnements, Zahlungen usw.)

bitte zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien, I., Börsegasse 11
Telegrammadresse: Psychoverlag Wien — Telefon: U 21-4-29

Zahlungen

können erfolgen durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti

des „Internationalen Psychoanalytischen Verlags":

Leipzig 95.112	Paris C 1100.95	Zagreb 40.900
Wien 71.633	s'Gravenhage 142.248	Warszawa 191.256
Prag 79.385	Stockholm 44.49	Riga 36.93
Zürich VIII, 11.479	Budapest 51.204	Kjöbenhavn 24.932

Preis des Einzelheftes Mark 2·—
Abonnement 1932 (6 Hefte) Mark 10·—

Einbanddecken in Halbleder

zu den abgeschlossenen Jahrgängen (I. Jg., 1929, II. Jg., 1930, III. Jg., 1931) können zum Preise von je M. 3·20 bezogen werden durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag

PSYCHOANALYTISCHE BEWEGUNG

IV

1932


INTERNATIONAL
PSYCHOANALYTIC
UNIVERSITY
DIE PSYCHOANALYTISCHE HOCHSCHULE IN BERLIN

Psychoanalytische Bewegung

Erscheint zweimonatlich

Herausgegeben von

A. J. Storfer

IV. Jahrgang
1932

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag
Wien

Psychoanalytische Bewegung

IV. Jahrgang Januar-Februar 1932 Heft 1

Einführung in die Technik der Psychoanalyse

Von

Hanns Sachs

Aus einem Vortrag, der im Institut der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft als erster in einem Zyklus von vierzehn gehalten wurde.

Meine Damen und Herren! Ich betrachte es als meine erste Aufgabe, Ihnen einige Worte über die Stellung der analytischen Technik innerhalb der Gesamtwissenschaft der Psychoanalyse zu sagen. Es trifft wohl bei allen Wissenschaften zu, daß in ihrem Beginn die Scheidung zwischen Technik und Theorie noch keine Rolle spielt. Bei der Analyse ist es jedoch so, daß wir als ihren Ausgangspunkt eine technische Neuerung ansehen, so daß man wohl sagen kann, daß im Anfang der Analyse die analytische Technik stand. Erst als Freud sich entschlossen hatte, die Hypnose beiseite zu werfen und sich statt dessen einer neuartigen Technik, nämlich der freien Assoziation zu bedienen, konnte sich die Analyse in ihrem eigentlichen Wesen entfalten. Zunächst war also die Technik der Analyse der Theorie einen Schritt voraus, und auf den nächsten Entwicklungsstufen standen beide gleichberechtigt, sich gegenseitig durchdringend, nebeneinander. Dies wurde erst etwas anders, als die Analyse ihr Gebiet zu erweitern begann und sich nicht mehr ausschließlich mit

pathologischen Phänomenen (zu denen auch der Traum und die Fehlhandlungen als pathologische Leistung Normaler zu zählen sind) befaßte, als Freud eine Äußerungsform des normalen Seelenlebens, dem eine gewisse soziale Rolle zukommt, nämlich den Witz auf seine Beziehung zum Unbewußten hin untersuchte. Dies konnte nur auf der Basis der analytischen Theorie, aber keinesfalls mit den Mitteln der analytischen Technik durchgeführt werden. Die darauf folgende Anwendung der Analyse auf die Hervorbringungen des menschlichen Gemeinschaftslebens wie Kunst, Sitte und Religion und auf die Grundlagen des Gemeinschaftslebens selbst geschah folgerichtig in derselben Weise, d. h. ohne Anwendung der analytischen Technik. Hier hatten sich also die Wege geschieden, und es gab von nun an Gebiete der Analyse, die von ihrer Technik unabhängig waren. Diese Scheidung mußte noch bedeutsamer werden, als die Psychoanalyse, die sich von einer Psychopathologie zu einer Triebpsychologie entwickelt hatte, noch ein weiteres Stück Entwicklung in der Richtung einer Gesamtpsychologie durchmachte und an den Aufbau einer selbständigen Ichpsychologie schritt. Heute ist sie auch in diesem Zauberkreis nicht mehr fest gebannt, sondern ist ein wesentlicher Bestandteil der geistigen Bewegung unserer Zeit geworden, der sich nicht scharf abgrenzen läßt, dessen Auswirkung aber an den verschiedensten Stellen unserer geistigen Umwelt spürbar wird. Ich denke hier nicht nur an den Einfluß der Psychoanalyse auf die Fragen der Sexualmoral und der Familienbeziehungen, sondern vielmehr daran, daß viele Leitgedanken dieser Epoche nie zustandegekommen wären ohne die Problemstellungen der Analyse. Wir finden die Analyse fast überall genannt, wo Wesentliches über seelische Dinge ausgesprochen werden soll, aber noch viel häufiger ist sie die Muttererde, der die Saat entsprießt, ohne ihrer gewahr zu werden.

Die Technik der Analyse hingegen ist in allem Wesentlichen die alte geblieben. Sie hat sich verfeinert, ohne einen ihrer Grundcharaktere aufzugeben. Es ist auch trotz heißen Bemühens nicht gelungen, den therapeutischen Effekt der Analyse durch Abkürzung oder Vereinfachung des Verfahrens erheblich zu erhöhen. Auch heute noch hat die analytische Technik nur beschränkte Anwendungsmöglichkeiten, auch heute muß sie sich selbst in den geeigneten Fällen mit großen

Schwierigkeiten langsam vorwärts plagen, ohne auf verblüffende Schnell-Erfolge rechnen zu dürfen. Der Analytiker, der im Laufe von 10 Jahren schwierigster Arbeit höchstens 100—120 Menschen behandelt hat, von denen er viele, aber keineswegs alle heilen oder in ihrer Lebensanpassung entscheidend bessern konnte, wird das Gefühl nicht los, daß er mit großer Mühe nur einen relativ geringen Erfolg erzielt hat, besonders wenn er dies mit den grandiosen Leistungen und den revolutionierenden Wirkungen der analytischen Theorie vergleicht. Es ist fast so, als hätte man einen Explosivstoff in Händen, mit dem man neue Wege bauen und Berge durchbohren kann, und soll sich nun damit begnügen, diesen Stoff als Feuerwerk zu verwenden. Es ist begreiflich, daß dieser Zwiespalt Viele unzufrieden machte und sie veranlaßte, nach ähnlichen Erfolgen auf dem Gebiet der analytischen Technik zu suchen. Ich glaube sogar, daß es dieser Zwiespalt war, der bei einigen der sogenannten „Abfallbewegungen" eine entscheidende Rolle gespielt hat. Ihnen als künftigen Analytikern muß ich diese Tatsache besonders deutlich vor Augen führen, um Sie und die Analyse vor gegenseitigen Enttäuschungen zu bewahren. Es wäre freilich schön, wenn wir eine schnellere und angenehmere analytische Technik besäßen, aber in der Wissenschaft darf das Lustprinzip keine Geltung haben, und die Tatsache, daß wir etwas wünschen, gibt uns kein Recht, seine Erreichbarkeit für die nahe Zukunft zu postulieren. Es ist in der Wissenschaft überhaupt nicht so, daß man ein bestimmtes Ziel leichter erreicht, wenn man mit Entschiedenheit gerade auf dieses Ziel losarbeitet, wie die Alchymisten des Mittelalters auf das „Goldmachen." Beinahe das Gegenteil ist der Fall: die Einengung auf solche nicht auf dem Material und den erreichten Einsichten, sondern auf äußeren Gründen beruhende Zielsetzung ist ein Hindernis für den Erfolg.

Ganz anders und viel trostreicher sieht es aus, wenn wir die analytische Technik nicht mit den Augen der Außenstehenden, sondern von innen her betrachten. Es zeigt sich dann, daß die Rolle der analytischen Technik innerhalb der Psychoanalyse keineswegs geringfügiger geworden ist. Im Gegenteil, sie ist heute nach wie vor die eigentliche Grundlage aller analytischen Kenntnis, von der aus auch noch immer das Gesamtwissen der Analyse bis auf die entferntesten Anwendungsgebiete hinaus befruchtet wird. Auch auf den

Gebieten, die von der eigentlichen psychoanalytischen Technik unabhängig sind, wird nur derjenige fruchtbare Arbeit leisten, der die Anwendung der Technik durch jahrelange Übung beherrschen gelernt hat; ohne sie, die den Kontakt mit dem wesentlichen Material der Analyse, nämlich dem unbewußten Seelenleben, sichert, verfällt man unrettbar in Spekulationen und Konstruktionen.

Wenn ich Ihnen raten darf, halten Sie diese Bedeutung der analytischen Technik fest und lassen Sie sich nicht durch die Urteile Außenstehender beeinflussen. Wie wenig diese Urteile den Tatsachen gerecht werden und wie sehr sie als Affektäußerungen zu werten sind, sieht man schon daraus, daß sie fast stets die gegensätzlichsten Meinungen vertreten, die man immer wieder und nicht selten sogar aus dem Mund derselben Leute hören kann. Die typischen Ansichten sind die, daß die analytische Technik eine geradezu geniale Begabung fordere und deswegen für den Durchschnittsmenschen unerlernbar sei, oder andererseits, daß jedermann, der guten Willens oder entsprechenden Mutes ist, es sich zutraut, die Analyse ohne besondere Vorbildung auszuüben. Ein anderes Gegensatzpaar wird auf der einen Seite dargestellt durch die Befürchtung, daß die Analyse ungeheure, unvorhersehbare Wirkungen äußere, also etwa künstlerische Fähigkeiten oder moralische Anlagen zerstöre, und auf der anderen Seite durch die Meinung, daß die Analyse als solche überhaupt nichts bewirken könne, sondern daß die ihr zugeschriebenen Resultate reine Suggestionswirkungen seien, wobei die Tatsache, daß das Wesen der Suggestion völlig unbekannt ist, nicht zu stören scheint. Es ist nicht schwer zu zeigen, wie diese Dinge sich in Wirklichkeit verhalten. Die analytische Technik ist wie jede andere aus Büchern und Vorträgen, durch theoretisches Studium nicht voll erlernbar. Dazu ist die praktische Ausübung und die Erfahrung notwendig. Nun ist es allerdings richtig, daß es in der Analyse dabei eine besondere Schwierigkeit gibt, daß nämlich die analytische Situation notwendigerweise auf zwei Personen beschränkt ist, so daß sich den üblichen Einrichtungen bei der praktischen Unterweisung der Lernenden hier bestimmte Schwierigkeiten in den Weg stellen. Dies ist auch einer der Gründe, wenn auch nicht der wesentlichste, dafür, daß wir von dem künftigen Analytiker verlangen, daß er die Analyse in der für ihn einzig möglichen Funktion,

nämlich als Analysand, kennen lernen müsse. Auch sonst ist es uns nicht zumindest durch die Bemühungen gerade an dieser Stelle — gelungen, diese Hindernisse zu überwinden. Ich glaube aber, daß es sich bei den geäußerten Bedenken über die Erlernbarkeit der Analyse garnicht um diese eben geschilderten Schwierigkeiten handelt. Das geht wohl auch daraus hervor, daß hier die besondere Notwendigkeit der Begabung mit so auffallendem Nachdruck behauptet wird, obgleich bekanntermaßen für jede Wissenschaft besondere Begabung erfordert wird, selbst für die wegen ihrer Strenge mit scheuer Ehrfurcht angesehene Mathematik. Für die Analyse als eine neue Wissenschaft mit weniger Tradition und minder gesichertem Aufbau ist diese Begabungsforderung natürlich wichtiger, aber es handelt sich hier offensichtlich nur um quantitative und keineswegs um prinzipielle Unterschiede. Der eigentliche Grund dieser Widersprüche liegt tiefer. Er hat seine Wurzel in der Tatsache, daß der Gegenstand der Psychoanalyse ein anderer ist als der der anderen Naturwissenschaften, nämlich das menschliche Seelenleben in seiner ganzen Fülle und Tiefe, nicht nur in bestimmten meßbaren Einzelphänomenen. Hier begegnet sie einem durch die Geistesgeschichte begründeten Widerstand, denn dieses Gebiet, die Menschenseele, wurde von der Wissenschaft am spätesten erobert und von der Theologie am zähesten verteidigt. Die schiefen Problemstellungen, die von der theologischen und metaphysischen Vergangenheit der Psychologie herrühren, wie die Fragen nach der Freiheit des Willens, nach der moralischen Verantwortlichkeit und nach der Existenz einer vom Körper unabhängigen Seele, ragen heute noch wie alte Grenzpfähle im Gebiet unserer Wissenschaft auf.

Woher kommt es, daß dieser Widerstand sich gerade auf dem Gebiete der Psychologie noch immer durchsetzt, während er auf dem Gebiet der übrigen Naturwissenschaften mehr und mehr verschwindet? Dieser historische Widerstand ist der Ausdruck eines mächtigen Zuges der Menschenseele, die für sich selbst eine Ausnahmestellung haben möchte und ihr eigenes Geschehen nicht Gesetzen unterordnen will, die überall sonst im Weltall gelten. Diese narzißtische Abwehr, die als allgemeiner Faktor des Widerstands gegen die Analyse von Freud gewürdigt würde, dürfen wir nie außer acht lassen, weder bei unseren Auseinandersetzungen mit den Gegnern der Analyse, noch bei der

Kontrolle unserer eigenen Arbeit. Der Umstand, daß der Gegenstand der Psychoanalyse, die Menschenseele, zugleich auch das Beobachtungsorgan ist, das durch keinerlei künstliche Hilfsmittel, wie Apparate und dergleichen, ersetzt oder kontrolliert werden kann, beschenkt sie mit einer großen Begünstigung, aber auch mit einer gefährlichen Fehlerquelle. In jeder anderen Naturwissenschaft muß sich der Beobachter in eine wesensfremde Welt hinausbegeben, er muß sich bemühen, Dinge zu sehen und Gesetze festzustellen, die durchaus außerhalb seiner Wesensart und Person liegen. Er steht unaufhörlich unter dem Druck der Gefahr, dies zu übersehen und dann die Natur anthropomorph zu betrachten und dadurch zu verzerren. Der Psychoanalytiker ist dieser Gefahr nicht ausgesetzt, denn sein Untersuchungsobjekt ist seinem eigenen Seelenleben in allen wesentlichen Stücken homogen, und je tiefer er in das Unbewußte eindringt, umsomehr kann er dieser Homogenität vertrauen. Eine andere Gefahr wird für ihn umso bedrohlicher. Gerade dadurch, daß sein Beobachtungsgegenstand so viel Ähnlichkeiten mit ihm selber hat, wird seine Unparteilichkeit leicht getrübt; denn es ist kaum möglich, etwas am anderen wirklich sehen zu wollen, was man an sich selbst zu übersehen beabsichtigt. Die eigene persönliche Beschränktheit, die Unterdrückung bestimmter Tendenzen, auf denen die Charakterentwicklung aufgebaut ist, bedeuten fortwährende Gefahren für die Klarheit der Erkenntnis. Die Seele des Analytikers, die das Forschungsmaterial darstellt, soll eine reine Spiegelung des Untersuchten zulassen, auf einem solchen Spiegel dürfen keine Bilder gemalt sein, die sich mit den Spiegelbildern überkreuzen. Diese Leistung ist die eigentliche Schwierigkeit der analytischen Technik, und ihr kann nur durch ein einziges Mittel wirksam begegnet werden, nämlich durch die gründliche und nötigenfalls in Abständen zu wiederholende Analyse, die den Analytiker in Stand setzen soll, die eigenen Verdrängungen aufzuheben, um so die der Anderen wirkungsvoll durchschauen zu können. Dies ist der wesentliche Grund, warum wir die Analyse des Analytikers für eine unentbehrliche Vorbedingung halten. Die Ansicht, daß eigentlich jeder Mensch Analytiker sein kann, hat also wirklich ihre Berechtigung, da jeder über ein Unbewußtes verfügt, das zum Verständnis des Unbewußten notwendig ist. Nur darf man nicht übersehen, daß die Verwendung und Brauchbarkeit des eigenen Unbe-

wußten für Forschungszwecke nicht unmittelbar mitgegeben ist, sondern erst durch geeignete Beeinflussung hergestellt werden muß. Hier liegt ebenso auch der richtige Kern der entgegengesetzten Ansicht, die für den Analytiker eine Art Genialität fordert. Die freie Verwendung des eigenen Unbewußten macht den Analytiker zwar noch keineswegs zum Genie, aber sie gibt ihm Möglichkeiten der Einfühlung, die außerhalb der Analyse nur einem großen Dichter oder genialen Menschendarsteller gegönnt sind.

Wie Sie sehen, darf die Technik der Psychoanalyse nicht mit der Deutungstechnik identifiziert werden. Die Deutung ist nur ein Teil, wenn auch ein wichtiger, des seelischen Prozesses, zu dessen Anregung und Beeinflussung die psychoanalytische Technik dienen soll. Dieser Prozeß ist ein dynamischer, alle Seelenkräfte greifen dabei ein, alte Kompromisse werden wieder aufgehoben, alte Konflikte erneuern sich und sollen zu Ende geführt werden. Wo die Deutungsarbeit sich nicht unmittelbar auf diesem Vorgang aufbaut und ihn vorwärts treibt, ist sie eine leere Spiegelfechterei, ein bloßes Spiel des Intellekts. Die Absicht der Analyse ist, das Unbewußte bewußt zu machen und dem verdrängten, zum Schweigen gebrachten Triebleben wieder den Mund zu öffnen. Die Deutungsarbeit ist dabei unentbehrlich, aber sie bleibt nutzlos wie eine elektrische Lampe ohne Leitung, wenn sie nicht in den Stromkreis der Übertragung eingeschaltet wird.

Der Mut, nicht zu verstehen

Von

Theodor Reik

I

Unlängst beklagte sich ein junger Psychoanalytiker bei mir darüber, daß er einen Zusammenhang nicht verstanden, das seelisch Besondere eines von ihm beobachteten Falles nicht erfaßt habe. Ich riet ihm, er solle warten und seiner Ungeduld widerstehen. Was so leicht verstanden werde, an dem sei vielleicht nicht viel zu verstehen. Er sagte zögernd, er habe schon immer von der Schulzeit an bis tief in die Jahre, da er mit akademischen Freunden die Fragen seiner Wissenschaft diskutierte, diejenigen beneidet, die einen schwierigen Zusammenhang schnell und leicht erkennen, ein Problem leicht lösen konnten. Der Fall mag über das Besondere, das ihm eignet, hinaus einige Bemerkungen rechtfertigen.

Viele von uns kennen ähnliche Stimmungen gut. Wenn man bei einem Kongreß oder einer Vereinssitzung saß, wo mancher sich berühmen mag, wie leicht sich ihm die Lösung eines psychologischen Problems ergeben habe, bis in welche Tiefen er in kurzer Zeit das Gefüge eines Neurosenfalles und aller seiner seelischen Voraussetzungen durchschaut habe, da hatte man nichts von einer „sicheren Ruh", sondern manchmal ein starkes Insuffizienzgefühl verspürt. Während man noch nicht einmal so recht verstanden hatte, wo das Problem eigentlich liege, war es für die Anderen längst gelöst. Neidisch stand man einer Geläufigkeit, einer Fixigkeit des Verstehens gegenüber, die zu erreichen man nicht hoffen durfte. Die eigene intellektuelle Inferiorität schien durch das scharfe oder — mehr noch — durch das milde Urteil bestätigt, das die Schwerfälligkeit und Langsamkeit des Begreifens, die „lange Leitung" in Gegensatz zur Leichtigkeit und Schnelligkeit des Verständnisses setzte. Man meinte damals, das geistige Niveau des Einzelnen sei im Wesentlichen durch diese Qualitäten bestimmt, und konnte sich auf die wissenschaftliche Psychologie berufen, die in ihren Tests Methoden ausgearbeitet hatte, diese Abhängigkeiten als die einzig wesentlichen und unabänderlichen erscheinen zu lassen.

Als man dann bei allmählich schwindender Jugend dieses so gerühmte leichte Verstehen seiner Natur nach näher betrachtete, da wurde unsere Wertschätzung beträchtlich vermindert. War es etwa die Erfahrung, die uns lehrte, mißtrauisch zu werden? Ich glaube das nicht; die Erfahrung als solche lehrt fast nichts — es sei denn dem, der aus ihr lernen will. Dazu aber bedarf es des Zusammentreffens bestimmter psychischer Bedingungen.

Wir wollen hier von den Fällen absehen, in denen jenes Verstehen soviel bedeutet als die Meinungen der Vorgänger oder Autoritäten nach oberflächlicher Kenntnisnahme gelten lassen. Diese Fälle sind freilich von großer Wichtigkeit für den akademischen Nachwuchs; was wir indessen hier meinen, hat nichts mit so äußerlichen Rücksichten zu tun. Es betrifft eine andere, ernstere Art des *sacrificium intellectus.* Unsere Diskussion bezieht sich auf jenes Verstehen, das sich nach gewissenhafter Prüfung einer Sachlage einstellt, nachdem man eine vernünftige und ausreichende Erklärung gefunden hatte. Die Versuchung, die als solche vielleicht am schwersten erkennbar ist und der wir deshalb so gern unterliegen, ist die, eine Erklärung zu akzeptieren, weil sie plausibel, verständig und verständlich ist. Jenes leichte Verstehen ist also das Zeichen einer gedanklichen Hast, wenn man will, der Ausdruck eines intellektuellen Heißhungers, der sich mit der erstbesten Auskunft zufrieden gibt, statt die beste, die man erlangen kann, gerade gut genug zu finden.

Die analytische Psychologie zeigt uns täglich, wie nahe uns diese Versuchung liegt: da geht eine durchaus logische Brücke zwischen zwei Elementen eines manifesten Trauminhaltes, es ist aber nur der Schatten über einer verborgenen Tiefe. Da hört man eine sehr vernünftige Schlußfolgerung, eine logisch unangreifbare Begründung bestimmter persönlicher Besonderheiten, und es ist doch nur ein gut verdeckter Überbau im System einer schweren Zwangskrankheit. Alles dies und noch vieles Andere ist doch nur Außenseite, logische Fassade, intellektuelle Mimikry, geschaffen, die Forschung anzuziehen und von ihren wirklichen Objekten fernzuhalten. Wer etwa ein Versprechen dahin versteht, daß man in der Zerstreutheit einige Buchstaben verwechselt, einen Laut vorweggenommen hat, der braucht nicht mehr weiterzuforschen. Wer den Waschzwang eines Nervösen einfach als Ausdruck

einer verstärkten Reinlichkeit auffaßt, hat sich durch den Schein oder durch die logischen Künste eines Zwangsneurotikers in die Irre führen lassen. Wenn man einmal angefangen hat, sich dieser trügerischen Logik anzuvertrauen, wenn man einmal jenem dunklen Drange nach raschem Verstehen nachgegeben hat, dann gibt es kein Halten mehr. Bald ist man überzeugt: so und nicht anders muß es sein. Wachsend ohne Widerstand wird dann alles von den falschen Voraussetzungen aus — streng logisch — verstanden; es geht alles glatt aus, einzelne Widersprüche, Lücken werden vernachlässigt, Sprünge unbewußt rasch überbrückt; manches Schiefe wird zurechtgerückt, widerstrebende Elemente werden arglos in einen neuen künstlichen Zusammenhang eingepreßt. Unser Rat an den jungen Forscher lautet darum: *Principiis intellegendi obsta!*

Immer wieder hört man von der Psychoanalyse rühmen, sie habe hinter den seelischen Phänomenen, die wir bisher als sinnlos und absurd verächtlich behandelt haben, einen geheimen Sinn, eine verborgene Bedeutung entdeckt und ans Licht gestellt. Ich fürchte, daß man neben dieser gewaltigen Leistung, die uns das Verständnis des unbewußten Seelenlebens erschloß, jene andere, die ihr vorausging, ja ohne welche sie nicht möglich gewesen wäre, nicht genügend gewürdigt hat. Ich meine damit, die Psychoanalyse sträubte sich dagegen, Zusammenhänge nur deshalb zu akzeptieren, weil sie vernünftig, ja weil sie das „einzig Vernünftige" waren. Sie wollte eine Kette von Ursache und Wirkung nicht anerkennen, obwohl diese und nur diese plausibel erschien und keine andere auch nur in Sehweite war. Die Leibreiztheorie schien geeignet, das Traumphänomen verständlich zu machen, die Pubertät schien so recht der Zeitpunkt des Einsetzens der Sexualität. Die Natur selbst gab hier augenscheinlich die Erklärung. Einige physiologische Erscheinungen wiesen deutlich auf die Ätiologie der Hysterie, der Phobie, der Zwangsneurose hin — da war doch alles klar, da gab's doch nichts weiter zu enträtseln? Die Existenz solcher vernünftiger, solcher ausreichender Erklärungen nicht für ausreichend zu halten, auf ein so leichtes und bequemes Verstehen der psychischen Tatbestände zu verzichten, — das war kaum mehr Exzentrizität, das war augenscheinlich entweder selbst Mangel an Verstand oder wissenschaftliche Hybris.

II

Es muß mehr als einmal ausgesprochen werden — du mußt es dreimal sagen, — daß das Nichtverstehen eines psychologischen Zusammenhanges gegenüber einem oberflächlichen Verstehen einen Fortschritt bedeutet. Während jenes Verstehen dem Landen in einer Sackgasse gleichkommt, läßt dieses Nichtverstehen allerlei Möglichkeiten offen. Dort, wo für die anderen alles klar, alles verständlich ist und alles verstanden wird, dort, wo man nur mehr fragt: „Was ist da zu verstehen?" dort sich zu verwundern, dort noch immer ein Rätsel zu sehen — das braucht nicht ein Zeichen der Stupidität, das kann auch das Zeichen eines freien Geistes sein. Hartnäckiges Nichtverstehen dort, wo es für andere keine Schwierigkeiten und keine Dunkelheiten mehr gibt — das kann das Initialstadium einer neuen Erkenntnis sein. In diesem Sinne kann jenes vielgerühmte, rasche Erfassen steril sein, da es nur die oberflächlichsten Schichten ergreift, kann eine gewisse mediokre Intelligenz, eine geistige Beweglichkeit und Gegenwärtigkeit, die jede Erscheinung möglichst rasch einreiht, klassifiziert und festlegt, kulturell weniger wertvoll sein als ein scheinbares intellektuelles Versagen, eine Absence, die manchmal der Vorbote eines tieferen Verständnisses ist.

Es gibt auch im Gedanklichen Situationen, in denen sich der Kosmos, die geordnete, gegliederte Welt, sozusagen wieder in das Chaos zurückzuverwandeln scheint, aus dem jede Neuschöpfung kommt. Man meint etwa, diesen oder jenen psychischen Vorgang völlig verstanden zu haben, da wird er plötzlich unverständlich. Man hatte sich diese Anschauung erworben, zu eigen gemacht; da ist sie einem mit einem Male abhanden gekommen, ohne daß man wußte, wie. Man hatte alles geprüft, gewogen und gut befunden, da war alles wieder unsicher geworden, da hatte sich inmitten aller Klarheit eine Dunkelheit sehen lassen. Längst gelöste Probleme werden jetzt wieder problematisch, längst erledigte Fragen zeigen, daß es noch in ihrer Erledigung Fragwürdiges gibt. Es ist gewiß schon jedem geschehen, daß sich ein Teppichmuster sozusagen unter seinen Augen zu verändern scheint. Man meint zu sehen, daß es allmählich oder plötzlich die vertraute Gestalt einbüßt, daß die Linien, die sich so sinnvoll und gefällig zur

Figur, zur Arabeske zusammenfanden, nun auseinander, durcheinander laufen, nun eigensinnig sonderbare Wege gehen wollen, dunkler als die des Herrn. Solange man den Teppich kannte, hatte man diese Liniengruppierung, diese Figur an ihm gesehen. Der Blick war gewohnt, diese Fäden zu verfolgen, wie sie dieses einprägsame Gebilde formten. Nichts anderes hatte man zu sehen erwartet. Da löst sich eines Tages die gewohnte Ordnung der Linien auf, da verrinnt, verschwimmt die alte Figur, die Linien wollen sich nicht mehr in der früheren Art zusammenfinden. Sie fügen sich zu neuen, bisher verborgenen Bildern, ordnen sich zu neuen, bisher nicht gesehenen Gruppen. Solche Überraschung des Nichtmehrerkennens mag manchem Forscher zufallen, um sich später in die Klarheit einer neuen Erkenntnis zu verwandeln. Das, was längst eingegliedert, eingeordnet, beurteilt und klar erkannt worden ist, kann dem einzelnen Forscher plötzlich unverständlich werden. Das will heißen, daß die bisherige Auffassung, derzufolge alles klar war, ihm nicht mehr die Bezeichnung Verstehen zu verdienen scheint. „Ich fange schon an, es nicht mehr zu verstehen", könnte der betreffende Forscher dann sagen.

Ein nicht gewöhnliches Maß von Mut scheint eine der wichtigsten Voraussetzungen solchen Nicht-Verstehens zu sein. Ich meine hier nicht den Mut, sich dazu zu bekennen, daß man etwas nicht verstanden hat, was allen anderen sonnenklar ist. Diese Art von Mut bezeichnet etwas mehr Äußerliches, ist sekundärer Art. Gemeint ist hier vielmehr nur der Mut im Gedanklichen, der es zustande bringt, sich dem allgemein Verständlichen, Vernünftigen zu entziehen, den Marsch im Gelände des Plausiblen nicht mitzumachen. Es gehört Mut dazu, gegen die Versuchung, alles leicht zu verstehen, mißtrauisch zu werden, sich nicht mit der Einsicht zu begnügen, weil etwas so einleuchtend ist; es gehört Mut dazu, der Woge des allgemeinen Verstehens im Sinne des Flach-Verständlichen, des gesunden Menschenverstandes Stand zu halten. Es ist innerer Mut notwendig, um der intellektuellen Ungeduld, dem gedanklichen Bemächtigungswillen, der die Zusammenhänge im Sturm nehmen will, zu widerstehen. Es ist Mut notwendig, auch diesen Glauben an die Allmacht der Gedanken in sich abzuweisen, nicht den Weg des geringsten gedanklichen Widerstandes, des raschen und mühelosen Verstehens, zu gehen.

Es ist gewiß nicht wahr, was eine Gruppe wissenschaftlicher Nihilisten uns verkündet, daß die Menschheit von der Wahrheit nichts wissen will. Ich glaube im Gegenteil, daß die Menschheit sehr wahrheitsdurstig ist. Die größte Hemmung, die sich dem Fortschritt des Erkennens entgegenstellt, ist vielmehr eine andere: daß die Menschen glauben, die Wahrheit längst zu besitzen. Die Gebiete, auf denen der menschliche Geist Neues, Überraschendes finden wird, sind nicht etwa die unerforschten; es sind vielmehr diejenigen, von denen wir sehr genaue und verläßliche Landkarten besitzen. Es sind die gelösten Probleme, welche dem Forscher die meisten und die schwersten Probleme aufgeben. Will man zu neuen Erkenntnissen gelangen, muß man sich unter den alten, vertrauten Fragen umsehen, so wie Diogenes Menschen auf dem belebten Marktplatze von Athen suchte.

Der Fall M

(Zur Bedeutung des Heilungswillens bei der Impotenz)

Im Rahmen einer Abhandlung über „Die aktive Therapie und der Heilungswille" („Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse", XVII. Jahrg. 1931, Heft 4, S. 485 ff) berichtet der Pariser Psychoanalytiker Dr. René Laforgue über einen instruktiven Fall, den wir hier mit einigen Kürzungen wiedergeben.

Es handelt sich um einen Mann von ungefähr dreißig Jahren, den wir M. nennen wollen. Er hatte es nie zu einem normalen Kontakt mit der Frau gebracht. Ejakulationen traten nur als Pollutionen auf oder im Laufe von seltsamen Erregungszuständen. So fühlte er, z. B. wenn er mit einem Mädchen tanzte, plötzlich seine Schläfen schlagen, und die Ejakulation erfolgte, ohne daß sein Glied mit dem Körper des Mädchens in Berührung gekommen sein mußte. Auch in der Untergrundbahn, wenn die Reisenden eng zusammengepfercht waren, ja sogar beim bloßen Anblick einer Frau konnte eine Ejakulation erfolgen. Im Zusammensein mit einer Frau vermochte M. in keiner Weise sich aktiv sexuell zu betätigen. So kam er schließlich dazu, mit einem Mädchen rein passive Beziehungen zu unterhalten. Bei intimer Annäherung begannen seine Schläfen zu schlagen und die Ejakulation erfolgte bei einem bloßen Kuß. M. hatte unter ganz besonderen Umständen, von denen wir noch berichten werden, eine Freundin gefunden, mit der er auf solche Weise verkehrte.

In den Träumen und Phantasien, welche die Pollutionen begleiteten, nahm M. beinahe von allen Frauen Besitz, die er kannte, seine Schwester mit einbegriffen. Schon bei der Phantasie, die Schwester zu küssen, erfolgte die Ejakulation. M. beschreibt einen solchen Traum folgendermaßen: *„Meine Schwester ist neben mir. Sie ist nicht erwachsen wie in Wirklichkeit, sondern ganz klein, fünf- oder sechsjährig. Ich betaste ihre Haut, empfinde die Wärme des Kindes und fühle, daß die Ejakulation erfolgen wird. Ich lasse nun meine Schwester oder vielmehr das Kind, das meine Schwester darstellt, los, um sie nicht mit dem Samen zu beflecken, und ihr zu verbergen, was geschieht.* Hierauf erwache ich im Momente der Ejakulation. Ich halte schnell die Harnröhre zu, um die Entleerung des Samens ins Bett zu verhindern, stehe auf und lasse den Samen in die Badewanne fließen. Dann wasche ich mich und sehe nach der Uhr. Meist ist es drei Uhr morgens, oft auch schon sechs Uhr. Ich lege mich wieder zu Bett und schlafe noch bis sieben Uhr. Dann stehe ich auf, um an meine Arbeit zu gehen. Es kommt bisweilen kurz vor sieben zu einer zweiten Ejakulation, was mich sehr verärgert, da ich mich dann den ganzen Tag über erschöpft fühle und schlecht arbeite."

Außer den Potenzstörungen hat M. noch eine Reihe weiterer Symptome. Wir werden weiter unten darauf zurückkommen.

Die Analyse lieferte zunächst typisches Material. M. war als Kind vom Bette seiner Eltern nur durch eine dünne Wand getrennt gewesen, so daß er auf das, was im Zimmer nebenan vorging, aufmerksam werden mußte. Es ist ferner wahrscheinlich, daß er in den ersten Jahren seines Lebens Gelegenheit hatte, sexuelle Beobachtungen an einem Kindermädchen zu machen. Im Laufe der Analyse haben wir ferner auch die Umstände und das genaue Datum einer Fehlgeburt seiner Mutter rekonstruieren können. M. war damals ungefähr drei Jahre alt. In der Familie hatte man nie davon gesprochen. Aber Notizen, die der Vater von M. damals gemacht hatte, ermöglichten eine objektive Bestätigung dieser Entdeckung der Analyse. Wir haben ferner belegen können, daß eine ganze Anzahl von Krankheiten, die M. in seiner Kindheit durchgemacht hat, in Wirklichkeit Reaktionen auf seine psychischen Konflikte waren. Wir haben auch mit Erstaunen die Bildung von eigentümlichen Konversionssymptomen verstehen können. Das linke Ohr von M. begann z. B. plötzlich große Tropfen zu schwitzen; der Urin von M. wies manchmal alle Symptome eines Trippers auf, es bestanden eiternder Ausfluß und Schmerzen in der Harnröhre, dies alles bei vollkommen negativem bakteriologischem Befund. Sobald die Analyse diesen Symptomen auf den Grund gegangen war, schwanden sie. Dies war erfreulich, aber die Sexualstörung selbst war nach einer beinahe einjährigen Analyse noch unverändert.

Um diese Zeit begannen wir, die Ratschläge, welche uns Freud zur Behandlung der Angsthysteriker gegeben hat, anzuwenden, denn im Grunde schien uns der Unterschied zwischen den Symptomen dieser Impotenz und gewissen Phobien gering.

M. hat sich während des Krieges durch seine Tapferkeit ausgezeichnet und dafür das Kreuz der Ehrenlegion erhalten. Aber wie Cyrano war es ihm trotz seiner Tapferkeit unmöglich, sich einer Frau zu nähern, ohne von einer plötzlichen Angst befallen zu werden. Wir konnten feststellen, daß er in den ganzen vier Jahren, seit er seine Freundin kannte, es weder gewagt hatte, sein Glied von ihr berühren zu lassen, noch sie mit seinem Samen zu befeuchten.

Er hatte sie folgendermaßen kennen gelernt: Eines Abends, als er, sein Auto lenkend, nach Hause fuhr, mußte er plötzlich anhalten. Ohne zu wissen, wie die Sache sich ereignet hatte, bemerkte er, daß jemand unter den Wagen geraten war.

Er zog die Bremsen, stieg aus und entdeckte unter dem rechten vorderen Rade den blonden, blutüberströmten Kopf eines Mädchens. Er brachte es in das Spital und sorgte für die nötige Pflege. Durch diesen Unfall wurde er mit seiner Freundin bekannt. Die Freundschaft war allerdings seltsam, denn

die Adressen wurden nicht ausgewechselt und die beiden trafen sich bloß alle vierzehn Tage einmal. Sie kamen in einem kleinen Kaffeehaus zusammen. Jeder wartete höchstens eine halbe Stunde, um zu wissen, ob der andere kommt. War einer von beiden verhindert zu kommen, so verschob sich die Zusammenkunft automatisch um vierzehn Tage. So sind vier Jahre verstrichen, ohne daß die geringste Veränderung in ihren Beziehungen eingetreten wäre.

Eines Tages liefert uns M. einen Traum, in dem er seine Freundin sterben sieht. Um die Widerstände zu aktivieren und ihm zu ermöglichen, neues Material in die Analyse zu bringen, raten wir ihm, einige Nächte nacheinander mit ihr zu verbringen. Um dies auszuführen, ist der Patient genötigt, das Elternhaus zu verlassen, wo er seit dem Tode des Vaters bei Mutter und Schwester dessen Stelle einnahm. Hören Sie, wie der Kranke meinen Rat befolgte: Er mietet für einen Monat ein Zimmer in einem Hotel. Er fragt seine Freundin, ob sie im Interesse seiner Behandlung von Zeit zu Zeit mit ihm zusammenleben wolle. Die Freundin erklärt sich damit einverstanden und so teilen sie etwa vier Nächte in der Woche das Zimmer. M. steht aber jeden Morgen schon um sechs Uhr auf, um sich vor Beginn des Tages nach Hause zu begeben. Vor Mutter und Schwester tut er, als ob er die Nacht zu Hause verbracht hätte. Sein älterer Bruder, zu dem er großes Vertrauen hat, ist der einzige, der über seine Kur und seine Bekanntschaft auf dem laufenden ist. Wir haben es auf diese Weise erreicht, ein beträchtliches Material in die Analyse zu zwingen und die Angst zu lösen, die den Patienten hinderte, neben seiner Freundin zu schlafen. Damit sind wir aber noch nicht am Ende angelangt.

Wir erfahren dann, daß es M. unmöglich ist, in Gegenwart seiner Freundin zu urinieren. Er ist überhaupt im allgemeinen sehr gehemmt, wenn er ihr nackt gegenübersteht. Im Traume erscheint dann sein dieser Schüchternheit entsprechender zügelloser Exhibitionismus: Er besitzt alle Attribute der Allmächtigkeit, steht im Mittelpunkt und steht auf einer Bühne, wobei er zugleich Schauspieler und Publikum ist. Ich gebe M. den weiteren Rat, sich seiner Freundin nackt zu zeigen und sich von ihr das Glied berühren zu lassen. Ich sehe mich auch veranlaßt, ihm zu zeigen, daß er vom materiellen Standpunkte aus ebenfalls mehr für sie tun könnte und ihr z. B. bisweilen einige Geschenke machen dürfte. Unser Patient hat sich diesbezüglich bis jetzt anormal reserviert verhalten, indem er vorgab, seine Freundin nicht verwöhnen zu wollen. Meine Ratschläge führten zur Entdeckung einer unvorhergesehenen Schwierigkeit. Mein Patient berichtete mir, daß seine Freundin an einer Phobie leide. Es ekelt ihr vor dem männlichen Gliede. Es ist ihr unmöglich, es zu berühren oder sich von ihm berühren zu lassen. Was tun in einem solchen Falle? Eine andere Freundin nehmen oder das Verhalten der ersten zu ändern suchen? Ich rate ihm, einstweilen bei dieser zu bleiben und sich für ihre Schwierigkeiten zu interessieren, ihr, wenn mög-

lich, zu helfen und ihre Phobie zu studieren. So wird der Kranke selber ein wenig Analytiker. Er beginnt sozusagen eine aktive Analyse mit seiner Freundin, wobei die Technik von der unsrigen allerdings ziemlich verschieden ist. Er erfährt von seiner Freundin, daß sie als Mädchen von ihrem Bruder vergewaltigt wurde. Er stellt allgemein fest, daß sie unter dem Einfluß von Selbstbestrafungstendenzen steht, auf Grund derer sie es fertig gebracht hat, sich vom Hause fortjagen zu lassen und dazu neigt, sich in der Lage einer verachteten, mißhandelten, im Stiche gelassenen Frau zu gefallen. Ihre Geständnisse machen sie vertrauensvoller. Sie erklärt M. eines Tages, daß sie sich nun als fähig erachte, alles zu tun, was er von ihr verlangen könnte. Die Widerstände, welche M. hinderten, sich von seiner Freundin berühren zu lassen, sind damit behoben. Kurze Zeit nachher wird der Patient sich bewußt, daß seine Freundin leidenschaftlich zu werden beginnt, ihn unaufhörlich liebkost und schließlich normalen Verkehr fordert. Unser Patient meint nicht ohne Ironie: „Sie sehen, Herr Doktor, ich habe mehr Erfolg mit ihr, als Sie mit mir." Sie wirft ihm nun sogar vor, daß er sie zum Narren halte, indem er in ihr ein Bedürfnis weckte, das er nun nicht befriedigen könne. Sie beginnt auch tatsächlich mit anderen Männern auszugehen, von denen, wie wir noch hören werden, einer in ihrem Leben später eine wichtige Rolle spielen sollte. Für uns gilt es, diese Situation für die Analyse auszunutzen. Unser Patient will von dem allen nichts sehen, obwohl er ahnt, was vorgeht. Er setzt seinen Verkehr mit der Freundin fort. Diese behauptet, daß nichts Ernstliches zwischen ihr und den andern Männern vorgefallen sei, und daß ihre Beziehungen nicht über die einer gemütlichen Kameradschaft hinausgehen. Ich mache M. auf seine Tendenz aufmerksam, die Dreiecksituation zu reproduzieren und gebe ihm den Rat, seine Freundin zu überwachen, sozusagen „aufzupassen, was im Zimmer nebenan vorgeht", kurz festzustellen, ob sich ihre Beziehungen mit den Freunden wirklich nur auf eine harmlose Kameradschaft beschränken.

An einem Samstagabend holt das Mädchen einen ihrer Freunde am Bahnhof ab. M. weiß es, hat aber für denselben Abend für sich und seine Schwester schon Theaterkarten gekauft. Er will nicht wissen, was seine Freundin außerhalb der Beziehungen mit ihm tut, und interessiert sich mehr für das Theater. Ich rate ihm, auf das Theater zu verzichten und dafür seiner Freundin nachzugehen. Der weitere Verlauf der Analyse hat bewiesen, daß dieser Rat, um jeden Preis klar zu sehen und zu diesem Zwecke kein Mittel unversucht zu lassen, uns geholfen hat, die letzten Widerstände zu meistern. M. geht an den Bahnhof und findet seine Freundin in Begleitung eines eleganten jungen Mannes, den sie abgeholt hat. Er folgt dem Paare in einem Taxi und sieht die beiden in einem Hause miteinander verschwinden. Spät nach Mitternacht haben sie das Haus noch nicht verlassen. Am folgenden Tage meint M. melancholisch, es bestehe kein Zweifel, daß die Freundin ihn betrogen habe, es sei denn, daß sie es mit jemand seiner Art

zu tun gehabt hätte. Aber auch in der Analyse bestand kein Zweifel mehr über das, was M. als Kind im elterlichen Schlafzimmer hatte beobachten können.. Nun sind die Hemmungen gebrochen und der Patient liefert uns eine Reihe präziser Erinnerungen. Alles bricht nun hervor: seine Wut, seine Enttäuschung sowohl in seiner jetzigen als in seiner früheren Lage.

Von dem allen will M. seiner Freundin aber nichts verraten. Er will seine Entdeckung geheim halten, angeblich um sie im richtigen Momente auf das Mädchen loslassen und ihr den Laufpaß geben zu können, in Wirklichkeit, um sich mit der gegenwärtigen Lage zufrieden zu stellen und sich an der Beobachtung des Koitus der andern zu weiden. Wir legen dem Patienten nahe, der Freundin alles zu verraten. Die Auseinandersetzung findet statt. Die Freundin leugnet zuerst, gesteht dann aber schließlich alles ein. Eines Abends erzählt sie M. weinend, was geschehen war. Des langen Wartens müde, wurde sie die Maitresse eines der Freunde, obwohl sie die Beziehungen mit M. aufrecht erhielt. Sie hatte übrigens dessen Existenz vor ihrem neuen Freunde geheim gehalten, sich dann aber verraten, worauf sie von diesem vor die Tür gesetzt wurde.

M. fragt sich, ob er unter diesen Umständen die Freundschaft aufrechterhalten dürfe. Ich ermutige ihn dazu, seine Versuche mit ihr fortzusetzen, wobei ich ihn darauf aufmerksam mache, daß er nie von ihr verlangt habe, ihm treu zu sein, sondern, ihm bei der Überwindung sexueller Schwierigkeiten zu helfen, um ihm auf diese Weise zu ermöglichen, neues Material in die Analyse zu bringen. Er beginnt zu verstehen, daß die Reaktion seiner Freundin wahrscheinlich im Dienste der Wiederholungstendenz und des Strafbedürfnisses steht. Er beschließt, mit ihr eine Reise zu unternehmen. In den letzten Wochen hat sich in ihm eine vollständige Veränderung vollzogen. So verschlossen und skeptisch er vorher war, so mitteilsam und vertrauensvoll ist er jetzt geworden, so kritisch und zynisch früher, so gut und nachsichtig heute. „Eigentlich“, meint er, „ist es so natürlich, das sie anderswo gesucht hat, was ich ihr nicht geben konnte, natürlich auch, daß meine Eltern sich durch meine Kinderschreie in ihren Umarmungen nicht stören ließen.“ M. gönnt jetzt in seinen Tagträumen dem Psychoanalytiker Familienglück und versteht, daß er Ferien nehmen kann, selbst wenn der Patient noch nicht geheilt ist, wogegen er sich früher ganz besonders aufgelehnt hatte. Er berichtet seiner Freundin von seinem Leben und seinen Sorgen, die er bisher niemandem anvertraut hat. Sie gibt ihm sein Vertrauen doppelt zurück, wird mit jedem Tage reizender, blühender. Sie gesteht ihm, daß er sie gelehrt hat, was lieben heißt, und daß sie sich eigentlich seinetwegen vom andern die Türe weisen ließ.

In dieser Situation verreisen sie, und in der e r s t e n N a c h t, die sie zusammen verbringen, haben sie ohne jede Schwierigkeit n o r m a l e n V e r k e h r miteinander. Auch in der Folgezeit waren sie glücklich miteinander. Ich habe mich wohl gehütet, die Analyse nun als beendet zu betrachten,

obwohl das unmittelbare Ziel erreicht schien. Neue Probleme tauchten auf. M. war nicht imstande, sein Verhältnis zur Freundin anderen einzugestehen. Er hatte es weder gewagt, sie seinem Bruder vorzustellen, noch ihn vom Erfolg seiner Behandlung zu unterrichten. Auf meinen Rat, das Mädchen seinem Bruder vorzustellen, reagierte er mit einem Rückfall: Impotenz und Ejaculatio praecox. Es war interessant, festzustellen, wie dieser letzte Teil der Analyse, welcher der leichteste zu sein schien, im Grunde für unseren Patienten das schwierigste Stück darstellte, wie sehr ihn die Widerstände noch zu erschüttern vermochten, bevor es ihm gelang, sie zu beherrschen und sich seinem Bruder als geheilt vorzustellen.

Am Ende der Analyse suchte M. mit einem Mädchen aus seinem Milieu in Verbindung zu treten, da er die Absicht hatte, sich zu verheiraten und eine Familie zu gründen. Seine Freundin erhält von ihrem früheren Freunde (demjenigen, der mit ihr gebrochen hatte) einen Heiratsantrag, worin dieser erklärt, ohne sie nicht leben zu können und alles tun zu wollen, um sein Benehmen wieder gut zu machen. M. und seine Freundin entschließen sich schweren Herzens, der Stimme der Vernunft zu gehorchen. Das Mädchen nimmt den Heiratsantrag des Freundes an, will aber noch ein wenig zuwarten, ehe sie sich mit ihm offiziell verlobt.[1]

Leider ist die Lösung selten so leicht wie in diesem Falle. Ich bin bei einer ganzen Reihe anderer Fälle ähnlich vorgegangen und habe nicht immer die gleichen Erfolge zu verzeichnen gehabt. Die Resultate, auf deren Darstellung ich infolge Zeitmangels verzichten muß, sind mir jedoch ein Beweis dafür, daß dieser Weg ö f t e r s d e r e i n z i g e m ö g l i c h e i s t, um mit einer Neurose fertig zu werden. Es wäre vielleicht interessant, die Bedingungen, die M. erlaubt haben, die Kur mit Erfolg zu Ende zu führen, näher zu untersuchen. Es könnte bemerkt werden, daß seine Behandlung durch eine besondere Eignung seiner Psyche erleichtert wurde, da ihm, wenigstens von einem bestimmten Zeitpunkte der Kur an, durchaus daran lag, die engen Grenzen der ihm möglichen erotischen Befriedigungen zu sprengen. Mit anderen Worten: M. w o l l t e g e h e i l t w e r d e n und hat nichts unterlassen, um sein Ziel zu erreichen. Wenn es ihm gelang, diesen Willen zur Heilung zu verwirklichen, so verdankte er dies sicherlich einer besonders günstigen psychischen Konstellation. Ich präzisiere: Es genügte z. B. für M., zu begreifen, daß dieses oder jenes Symptom den Zweck hatte, ihn dem alten Familienarzt gegenüber in die gleiche Lage zu versetzen wie die, welche seine Mutter zur Zeit ihrer Fehlgeburt hatte, d. h. zu verstehen, daß dieses Symptom der Tendez entsprach, eine infantile Situation zu reproduzieren,

---

1) Aus den Heiratsgelüsten ist später nichts geworden. Das Mädchen ist heute (Oktober 31) noch Freundin von M. Die beiden verstehen sich trotz der gelegentlichen Seitensprünge unseres früheren Patienten ausgezeichnet, der mittlerweile eine sehr zufriedenstellende Entwicklung durchgemacht hat.

um darauf verzichten zu können. Oft aber hat man es mit Kranken zu tun, deren Widerstand viel komplizierter gebaut ist und viel hartnäckiger verteidigt wird. Ratschläge werden nicht befolgt und der Kranke fällt immer wieder in seine Not zurück und findet tausend Entschuldigungen, um sich lein neurotisches Verhalten zu sichern und durch sein Benehmen Ratschläge sächerlich zu machen. Wir können bei diesen Patienten keinen so intensiven Heilungswillen entdecken wie bei M., und die Erfahrung zeigt uns, daß ihre Behandlung schwierig, ja oft für den Arzt sehr unangenehm ist. Es wäre sinnlos, dies ganz einfach dem schlechten Willen zuzuschreiben. Wir müssen den unbewußten Grund finden, der es dem Patienten unmöglich macht, einen „guten Willen" zu haben, bezw. sich seiner zu bedienen, wenn er vorhanden ist.

Zur Psychologie des Ichideals

Von

H. Giltay

Haag

Mögen auch die nachstehenden Ausführungen in Einzelheiten vielleicht den Widerspruch mancher Leser unserer Zeitschrift hervorrufen, so veröffentlichen wir sie doch gerne als wertvollen Beitrag zur Diskussion einer schwierigen Frage der psychoanalytischen Theorie, zur Begriffsabgrenzung Ichideal-Über-Ich.

Im gewöhnlichen Sprachgebrauch wird mit dem Wort „Ideal" angedeutet: ein Zukunftsbild oder eine Zukunftsvorstellung, die man verwirklichen möchte. Ist die Bedeutung des psychoanalytischen Terminus „Ichideal" mit diesem Sprachgebrauch in Übereinstimmung?

Die Frage läßt sich nicht mit einem einfachen ja oder nein beantworten, weil der Ausdruck in verschiedenem Sinne gebraucht wird. Das eine Mal im richtigen „Ideal"-Sinne zur Andeutung eines Bildes der Persönlichkeit, die man sein möchte, das andere Mal im Sinne einer besonderen unbewußten Ich-Instanz, der die innere Regelung der Triebe und Triebwünsche obliegt.[1] Wenn das Wort im letzteren Sinne gebraucht wird, wechselt es auch ab mit dem Terminus „Über-Ich", der von Freud, in „Das Ich und das Es", ausdrücklich gleich „Ichideal" gesetzt wurde.[2]

Gegen diese terminologische Gleichstellung wäre nun nichts einzuwenden, wenn die mit den beiden Termini verbundenen Begriffe wirklich identisch wären. Allein dies ist, wie wir nachweisen zu können glauben, nicht der Fall, und es scheint darin gerade der Grund des Doppelgebrauches der Bezeichnung „Ichideal" zu liegen: das eine Mal wird wirklich ein „Ichideal" gemeint, das andere Mal hat man eigentlich das „Über-Ich" vor Augen. Sehen wir uns die betreffenden Ausführungen Freuds näher an. Das „Ich-Ideal" der „Einführung des Narzißmus" — in der die Bezeichnung zum ersten Male vor-

1) Im ersten Sinne z. B.: Westerman Holstijn, Streven en Waarneming bij paranoide psychosen, Amsterdam 1929, Deel I, S. 136, 137; Helene Deutsch, Psychoanalyse der weiblichen Sexualfunktionen, S. 78. Im zweiten Sinne z. B.: Freud, Massenpsychologie und Ich-Analyse, Ges. Schriften, Bd. VI, S. 335. Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren.

2) Ges. Schriften, Bd. VI, S. 372.

kommt — wird angedeutet als eine sich im Besitz aller Vollkommenheiten befindende Ich-Projektion, welche der Mensch verwirklichen möchte.[1]

Das „Ichideal oder Über-Ich" des „Ich und Es" und der späteren Schriften dagegen ist eine Instanz innerhalb des Ichs, die sich dem übrigen Ich entgegenstellt, dieses wie ein Objekt behandeln und sogar bestrafen kann.[2]

Daß diese Begriffe einander nicht decken, kann u. E. schwerlich geleugnet werden. Das Ideal der „Einführung" ist eine Projektion, ein Bild, das selbst nichts sagt oder tut. Es „fordert" sowenig etwas vom Ich, wie es der Polarstern vom Seefahrer tut. Es leuchtet dem Ich voraus und nichts weiter. Es ist das Ich, das zum Ideal aufschaut und sagt: „So (wie du bist) will ich werden."

Das „Über-Ich" oder „Ichideal" der späteren Schriften aber ist keine schweigende, richtende Leuchte, sondern eine machtvolle Instanz, die sowohl redet wie handelt. Es schleudert dem Ich sein grausames „Du sollst!" entgegen und bestraft es, wenn es ihm nicht gehorcht. Diese Instanz ist kein „Ideal", sondern Zensor, Richter und Urteilsvollstrecker in einer Person. Die Begriffe „Ichideal" und „Über-Ich" scheinen so wenig identisch wie die kommunistische Zukunftsvision mit der proletarischen Diktatur.

Alexander hat, um der auch von ihm beobachteten „terminologischen Unbestimmtheit" ein Ende zu machen, vorgeschlagen, unter „Ichideal" weiterhin das ursprüngliche, bewußte Gewissen, unter „Über-Ich" das unbewußt gewordene Gewissen zu verstehen.[3] Ich kann mich mit diesem Vorschlage nur teilweise vereinigen. Die Unterscheidung zwischen bewußtem und unbewußtem Gewissen ist gewiß empfehlenswert, auch scheint die Bezeichnung „Über-Ich" für das letztere passend und in Übereinstimmung mit Freuds Ausführungen. Nur scheint mir das Beibehalten des Terminus „Ichideal" für das bewußte Gewissen nicht zu empfehlen. Denn das Gewissen mag ideale Anforderungen an uns stellen, es mag sogar mit einem Ideal in engstem Zusammenhang stehen, es selbst als „Ideal" zu bezeichnen hat keinen guten Sinn und kann nur Mißverständnisse zeitigen. In erster Linie das Mißverständnis, daß ein

1) Ges. Schriften, Bd. VI, S. 178.

2) Ges. Schriften, Bd. VI, S. 393, Bd. XI, S. 352; „Das Unbehagen in der Kultur", S. 100.

3) Psychoanalyse der Gesamtpersönlichkeit, S. 39, 40.

Ideal etwas von uns fordern könnte, was, wie wir schon betonten, nicht der Fall ist. Was wir gelegentlich „Forderungen" unseres Ideals heißen, sind re vera Forderungen, welche wir uns selbst, mit Hinsicht auf unser Ideal, stellen. Darum sind Ideale, wie Ossipow richtig bemerkt, nur „wirksam", so lange sie geliebt werden.[1]

Ich möchte darum vorschlagen, das Wort „Ichideal" weiterhin ausschließlich zu verwenden zur Andeutung des Bildes der Persönlichkeit, die der Mensch sein möchte, und den Terminus „Über-Ich" zur Bezeichnung der unbewußten Gewissensinstanz zu reservieren.

Wenden wir uns jetzt der Frage nach dem

Inhalt der Ichideale

zu. Wie ist dieser beschaffen?

Freud hat sich über diese Frage nicht explicite geäußert. Aus seinen Ausführungen scheint jedoch hervorzugehen, daß er nur einschränkende, sittliche Ichideale vor Augen hatte. Denn er sieht die Anregung zur Idealbildung in den kritischen Einflüssen der Eltern und sagt an anderer Stelle, das Ichideal umfasse „die Summe[2] aller Einschränkungen, denen das Ich sich fügen soll."[3] Zwar erscheint an wieder anderer Stelle das Ichideal im Besitz „aller wertvollen Vollkommenheiten"[4] [von mir gesperrt] aber daß darunter auch amoralische oder sogar immoralische „Vollkommenheiten" zu verstehen seien, ist im Zusammenhange nicht anzunehmen. Jedenfalls steht fest, daß das Ichideal der „Einführung des Narzißmus", wenn schon nicht absolut, so doch vorwiegend einschränkender, moralischer Natur ist.

Diese enge Fassung des Begriffes wird verständlich, wenn wir uns den gedanklichen Weg vergegenwärtigen, auf dem Freud zur Aufstellung des Begriffes gelangte. Er ging dabei nicht von der direkten Beobachtung der Tatsachen aus, sondern „erschloß" sozusagen die Existenz und den Charakter des Ichideals aus der Theorie der Verdrängung. Die Verdrängung, war gelehrt, gehe vom Ich aus. Präziser könnte man sagen: von der Selbstachtung des Ichs. Das ließe sich nun auch so vorstellen, daß das Individuum, das eine Verdrän-

1) Tolstois Kindheitserinnerungen, S. 160.
2) Ges. Schriften, Bd. VI, S. 180.
3) Ges. Schriften, Bd. VI, S. 335.
4) Ges. Schriften, Bd. VI, S. 178.

gung vornimmt, ein Ideal in sich aufgerichtet habe, an dem es sein aktuelles Ich mißt. Die Bildung eines Ichideals wäre somit von seiten des Ichs die Bedingung der Verdrängung.[1] Damit ist klar, wie Freud zu seinem engen Ideal-Begriff kam. Jede Verdrängung bedeutet eine Einschränkung des Trieblebens. Wenn die Verdrängung also auf Grund eines Ideals vorgenommen wird, muß dieses Ideal notwendig ein einschränkendes sein.

Daß aber nicht alle Ichideale einschränkenden Inhalt haben, ist klar. Neben den „triebeinschränkenden" gibt es auch, um einen Ausdruck Edith Jacobssohns zu gebrauchen, „gewährende", das Triebleben repräsentierende Ideale.[2]

Daß Freud diese Ideale, die ihm selbstverständlich bekannt waren, in seiner Schrift über den Narzißmus nicht berücksichtigte, hat, wie mir scheint, für die Ausgestaltung seiner Ichideal-Psychologie keine günstige Folgen gehabt. Weil er nur eine Kategorie der Ideale seiner Untersuchung zu Grunde legte, wurde das Ergebnis ein Teilergebnis. Ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß, wenn Freud vom Anfang an beide Kategorien in Betracht gezogen hätte, die Gleichstellung Ichideal-Über-Ich nie erfolgt wäre und die daraus resultierende Verwirrung vermieden.

Die Enge des Ichideal-Begriffes hatte auch zur Folge, daß die für das Seelenleben sehr wichtige Tatsache der Pluralität der Ichideale nicht gewürdigt wurde. Auf die Bedeutung dieser Tatsache wurde neulich von Edith Jacobssohn in ihrem schon zitierten „Beitrag" die Aufmerksamkeit gelenkt.[3] Nach ihrer Vermutung würde auch der bis jetzt nicht befriedigend erklärte Umschlag von Depression in Manie von hier aus verständlicher werden. („Wechsel" des triebhemmenden mit dem triebfördernden Ideal). Auch für unser Verständnis vieler sonst unerklärlichen Schwankungen im normalen Seelenleben scheint die Vielheit der Ideale und ihr eventueller Wechsel von großer Bedeutung. Doch liegt auch der Keim dieses Gedankens schon in den Ausführungen Freuds enthalten. In „Das Ich und das Es" weist er auf den möglichen pathologischen Ausgang allzuzahlreicher, allzustarker Identifizierungen hin. Wenn diese miteinander unverträglich sind, heißt es dort, so kann es zu einer „Aufsplitterung des

---

1) Ges. Schriften, Bd. VI, S. 177, 178.

2) Beitrag zur asozialen Charakterbildung, Int. Zeitschr. f. PsA., Bd. XVI (1930) S. 235.

3) Int. Zeitschr. f. PsA., Bd. XVI (1930), S. 234, 235. Man vergl. auch: Paul Federn, Die vaterlose Gesellschaft, S. 13 ff.

Ichs" kommen, indem sich die einzelnen Identifizierungen durch Widerstände gegeneinander abschließen und alternierend das Bewußtsein an sich reißen.[1] Von dieser Pluralität der Identifizierungen zu der Pluralität der Ideale ist nur ein kleiner Schritt.

Gehen wir nun zum Problem der

Entstehung der Ichideale

über.

Der erste Erklärungsversuch ist wiederum in der „Einführung des Narzißmus" enthalten.[2] Die Entstehung des Ichideals wird darin als rein narzißtischer Vorgang betrachtet. Der Mensch konnte auf die „narzißtische Vollkommenheit" seiner Kindheit nicht verzichten und sucht sich diese nun in der Form des Ichideals wieder zu gewinnen. „Die Entwicklung des Ichs besteht in einer Entfernung vom primären Narzißmus und erzeugt ein intensives Streben, diesen wieder zu gewinnen. Diese Entfernung geschieht vermittels der Libidoverschiebung auf ein von außen aufgenötigtes Ichideal, die Befriedigung durch die Erfüllung dieses Ideals.[3] Die Anregung zur Ideal-Bildung stammt von der Kritik der Eltern; deren kritische Mahnungen wurden zu einem „Gewissen" verinnerlicht, und nun projiziert das Kind ein Ich-Bild vor sich hin, dessen Züge den elterlichen Mahnungen entsprechen. Je mehr es ihm nun gelingt, sein aktuelles Ich diesem idealen Bilde anzugleichen, desto mehr nähert sich sein Zustand dem primär-narzißtischen, worin es „sein eigenes Ideal" war.[4] So ließe sich, wie mir scheint, die Theorie der „Einführung" kurz zusammenfassen.

Sie ist von einer prachtvollen Geschlossenheit und Klarheit. Nur möchten wir einige Bemerkungen hinzufügen. Erstens, was das Motiv der Idealbildung betrifft. Nach Freud ist dieses Motiv der Wunsch, das verlorene Paradies der narzißtischen Kindheit zurückzugewinnen. Nun wäre man geneigt zu fragen: wie kann das Kind erwarten, dies zu erreichen durch die Verwirklichung eines, wenn nicht rein, so doch überwiegend einschränkenden Ideals? Eines Ideals also, das seinen ursprünglichen Triebwünschen vielfach direkt entgegengesetzt sein muß? Der Einwand ist nur scheinbar berechtigt. Was das Kind mit der Aufrichtung seines Ideals bezweckt, ist: die Wiederherstellung seiner alten

---

1) Ges. Schriften, Bd. VI, S. 375.
2) Ges. Schriften, Bd. VI, S. 178.
3) Ebenda, S. 184, 185.
4) Ebenda, S. 180. 185.

narzißtischen Selbstzufriedenheit, die Möglichkeit, das eigene Ich wiederum mit Liebe und Bewunderung betrachten zu können. Und das ist, nachdem es die kritischen Mahnungen der Eltern durch Introjektion zu eigenen Gewissensforderungen gemacht hat, nur noch auf ethischem Wege möglich.

Es ist wahr, daß es für den erwachsenen Menschen eine sittliche Selbstzufriedenheit geben kann, welche nicht narzißtisch ist. Diese besteht einfach darin, daß der Mensch „in Frieden" mit sich selbst ist, d. h. daß der Kampf zwischen seinen Triebneigungen und seinem ethischen Willen zugunsten des letzteren entschieden ist. Dieses „mit-sich-eins-sein" hat an sich nichts mit Narzißmus zu tun. Aber wie oft auch der erwachsene Mensch nur darum „gut" handelt, weil er dann seine Güte bewundernd betrachten (und andern zeigen!) kann, ist ja allbekannt. Auch ist wahrscheinlich bei all unseren guten Handlungen ein solches, wenn auch unbewußtes, narzißtisches Motiv mit im Spiele. Aus diesem Grunde ist es ja durchaus anzunehmen, daß dieses Motiv bei der ersten Idealbildung des Kindes die Hauptrolle spielt. Ersetzt doch die Selbstzufriedenheit des Kindes die frühere Zufriedenheit der Eltern mit ihm, wenn es ihren Geboten entsprach. Wie die Eltern dem Kinde ihre Liebe schenkten, wenn es „brav" war, ihm diese entzogen im Falle der „Schlimmheit", so verfährt nun das Kind, mit Hilfe seines Ichideals, mit sich selbst. Nähert es sich seinem Ideal, so liebt es sich, bleibt es hinter ihm zurück, so ist es böse auf sich selbst. Dieser Mechanismus zeigt zugleich, wie sehr die „Sittlichkeit" des Kindes erst eine „anhebende" Sittlichkeit ist. Sie beruht, genau wie die ganze „Über-Ich"-Sittlichkeit des Erwachsenen, nicht auf Einfühlung in und Liebe für andere, sondern nur auf dem Bedürfnis, sich selbst lieben zu können. Oder, negativ gesehen: auf „Angst vor Liebesverlust" (nämlich der Selbstliebe). Wunderbar wird diese narzißtische „Tugendhaftigkeit" uns geschildert in Tolstois Novelle „Vater Sergius". Der fürstliche Garde-Offizier, der Mönch wird um zu zeigen, daß er alles, was den anderen und ihm selbst einst wichtig schien, verachtet, der auf eine solche neue Höhe steigen will, daß er von oben herab auf die Leute sehen könne, die er früher beneidete, der schließlich als Einsiedler in einer Höhle lebt und zum angebeteten Heiler der menschlichen Körper und Seelen wird, aber in der eigenen Seele tief unglücklich ist und bleibt, weil er keinen Menschen lieben kann als sich selbst, — dieser Vater Sergius ist der ergreifendste Ausdruck der Wahrheit, daß der Mensch, der durch seinen

überstarken Narzißmus nie aus dem Zauberkreis des eigenen Ichs herauskommt, nie wahrhaft sittlich und glücklich wird, wieviel „gute" Taten er auch vollbringt. Vater Sergius, der „heilige" Greis, erliegt zuletzt der sinnlichen Versuchung, er sündigt mit der ihm anvertrauten schönen, schwachsinnigen Tochter eines Kaufmannes. Diese Sünde aber ist sein erster Schritt auf dem Wege der Menschenliebe. Denn, wie Ossipow bemerkt: das wesentliche ist das Durchbrechen des geschlossenen Narzißmuskreises.[1]

Kehren wir zu unserem Ausgangspunkt zurück: Freuds Ableitung des Ichideals aus dem Narzißmus. Sie scheint an sich durchaus einwandfrei. Nur erhebt sich die Frage: sind die sittlichen Ichideale, die Freud ausschließlich behandelt, die frühesten? Hat das Kind nicht, bevor es ein einschränkendes Ideal aufstellt, schon andere, gewährende Ideale gehabt? Es spricht vieles dafür. Freud selbst hat wiederholt betont, der Vater der persönlichen Vorzeit sei das erste Ideal des Kindes. „Der kleine Knabe", heißt es z. B. in „Massenpsychologie und Ich-Analyse", „legt ein besonderes Interesse für seinen Vater an den Tag, er möchte so werden und so sein wie er, in allen Stücken an seine Stelle treten. Sagen wir ruhig: er nimmt den Vater zu seinem Ideal."[2] Zwar spricht Freud hier von „Identifizierung", aber wir könnten ebensogut das Wort „Idealbildung" gebrauchen. Denn der Unterschied liegt nur darin, daß der Knabe, der sich mit seinem Vater identifiziert, sich fühlt und tut, wie wenn er der Vater wäre. Er spielt sozusagen den Vater. Sobald er dieses Spiel aber aufgibt und wirklich wie der Vater werden will, kann man von einem Ichideal reden. Der Unterschied wird noch dadurch verwischt, daß auch dann, wenn das Vaterbild schon zum Ideal „verhimmelt" ist, noch oft eine phantastische Gleichsetzung von Ich und Ichideal erfolgt. Es ist dies eine gewiß sehr häufige „narzißtische Sicherung" (Radó), zu der das Kind greift, wenn die Spannung zwischen Ich und Ichideal allzustark wird.[3]

So würde sich, wenn wir richtig sehen, in der Entwicklung des kleinen Kindes die Bildung zweier Ichideale nacheinander unterscheiden lassen. Das erste Ideal wäre ein amoralisches Größen-

---

1) Siehe die Analyse dieser Novelle bei Ossipow, Tolstois Kindheitserinnerungen, S. 56—81. I. Psa. V. Wien.

2) Ges. Schriften, Bd. VI, S. 303.

3) Vergl. Edith Jacobssohns angez. „Beitrag", Internat. Ztschr. f, PsA., Bd. XVI (1930), S, 226, 227.

ideal, dessen Züge dem Bilde des dem Kinde allgewaltig erscheinenden Vaters entlehnt sind. Dieses Ideal ist eine völlig narzißtische Schöpfung, nicht nur dem Antriebe, sondern auch dem Inhalt nach. Wenn die kritischen Mahnungen der Eltern beim Entstehen dieses Ideals schon eine Rolle spielen, so ist es eine negative: um sich den ihm lästigen Anforderungen — sei es auch nur in der Phantasie — zu entziehen, baut sich das Kind sein Ideal der gottähnlichen Größe und Freiheit. Auf die Dauer wird dieses amoralische, megalomanische Ideal aber unmöglich. Das Kind hat die kritischen Stimmen der Eltern introjiziert und zum Gewissen umgeformt. Diese Tat war einerseits eine Befreiung, anderseits eine Freiheitsbeschränkung. Eine Befreiung, weil das Kind nun, soweit es den Forderungen seines Gewissens gehorcht, von den Mahnungen der Eltern verschont bleibt. Anderseits aber kann es sich nicht mehr, wie früher, durch List den Forderungen entziehen. Den Eltern kann man entwischen, dem eigenen Gewissen nicht. Und das alte Ideal stand an so vielen Punkten im Gegensatz zu den moralischen Forderungen des Gewissens, daß es unhaltbar wurde. Die synthetische Natur des Ichs macht das Zween-Herren-Dienen unmöglich. So mußte von zweien eins geschehen: entweder mußte das Ichideal mit dem Gewissen in Einklang gebracht werden, oder eins von beiden mußte von der Ich-Bühne verschwinden.

Die günstigste Lösung wäre die erste, daß nämlich Ichideal und Gewissen miteinander konfrontiert und am erstgenannten derartige Korrekturen vorgenommen würden, daß sie einander entsprächen. Der Mensch, dem dies gelingt, ist, nach einem schönen Wort der „Bhagavad-Gita," frei, „zu tun, was er will, weil er will, was er soll." Aber diese ideale Lösung, welche kaum dem erwachsenen Menschen gelingt, geht sicher über die Kraft des unreifen, kindlichen Ichs. Das allgemeinste Ergebnis scheint denn auch zu sein, daß das ursprüngliche, amoralische, gewährende Ichideal zum größten Teil der Verdrängung anheimfällt und von einem neuen, moralischen, einschränkenden Ideal ersetzt wird. Dieses Ideal ist das Ichideal der „Einführung des Narzißmus", worüber wir schon handelten. Es ist ein überwiegend einschränkendes Ideal. Doch kann es einzelne Züge des alten, gewährenden Ideals, insoweit diese nicht mit den Forderungen des Gewissens in Widerspruch waren, beibehalten und dadurch die Erfüllung der übrigen rein ethischen Forderungen erleichtern. Zum größten Teil aber ist das alte Ideal ver-

drängt und dadurch weiterhin von jeglicher Korrekturmöglichkeit ausgeschlossen. Es bleibt, wenn es nicht durch Analyse wieder bewußt gemacht wird, nach wie vor das Ziel des unbewußten Strebens. Daß dadurch ungeheure Energiemengen der bewußten Persönlichkeit verloren gehen können, und daß auch das ganze bewußte Leben im Banne dieses Ideals stehen kann, ist klar.[1]

Zur Illustration möchte ich einen Fall meiner Beobachtung mitteilen, der deutlich zeigt, wie sowohl Narzißmus als auch Ethik an der Bildung der Ichideale, auch der späteren, beteiligt sind. Es handelt sich um einen begabten, leider schon in seinem 24. Jahre an Lungentuberkulose gestorbenen Dichter. Er führte ein ziemlich leichtsinniges Künstlerleben, wurde aber regelmäßig von starken asketischen Anwandlungen befallen, die dann meistens wieder bald von einem lyrischen Strome fortgeschwemmt wurden. Als ich ihn kennen lernte, war er einem schwärmerischen Franziskus-Kultus verfallen. Auf meine Frage, wie er dazu kam, antwortete er: weil ich mein ungebundenes, genußsüchtiges Leben verachte und im Hl. Franz mein ideales Vorbild sehe. Dieser Grund war gewiß richtig, aber er war nicht der einzige. Bald ergab sich, daß die Wahl des Heiligen als Ichideal auch in hohem Grade dadurch bestimmt war, daß dieser so berühmt war. Es war merkwürdig, wie beide Motive, das narzißtische und das ethische, sich in diesem Falle gegenseitig unterstützten. Der junge Mann hatte starke sittliche Tendenzen, aber was ihn, außer seiner Sinnlichkeit, vor allem an deren Durchführung verhinderte, war sein überstarker Narzißmus. Die Kameraden hatten ihn so gern, daß er sich nicht aus ihrem Kreise losreißen konnte. Da eröffnete ihm das Ideal des Heiligen von Assisi die Möglichkeit eines Kompromisses, der beide Parteien befriedigte: seinen Narzißmus sowohl wie sein ethisches Streben. Man hätte seine „Lebformel“ etwa so ausdrücken können: „Wenn ich so groß und berühmt wie Franz von Assisi werden könnte, würde ich auf alle sinnliche Freuden verzichten können.“ Die Änderung seiner Lebensweise, die er mit Hinsicht auf sein Ideal von sich forderte, ließ jedoch auf sich warten, bis ihn seine Krankheit dazu zwang. Die einzige Verkörperung seines Ideals, die er zustande brachte, war ein kleines Theaterstück über den Hl. Franz und seine Braut, die Armut. Es liegt noch immer in einem Schublädchen meines Büros . . .

---

1) Vergl. Pfister, Die psychoanalytische Methode, S. 362 ff. Analytische Seelsorge. S. 46 n.

Als wir oben über die Bildung des ethischen Ichideals handelten, ließen wir eine Frage außer acht: Die Frage der Identifizierung. Spielt diese hierbei eine ähnliche Rolle wie bei der Entstehung des ersten, anethischen Größenideals? Die „Einführung des Narzißmus" spricht nicht von ihr, sie weist nur auf die Introjektion der elterlichen Stimmen hin. Aber ist nicht anzunehmen, daß auch dieses Ideal-Bild seine Züge dem Vater (oder den Eltern) entlehnt?[1] Gewiß. Sowie das Bild des gewaltigen Vaters zum frühesten Größenideal wird, wird das gute Vater-bild zum ethischen Ideal. Näheres über die Identifizierung enthält „Das Ich und das Es".

Wenn ein geliebtes Objekt, so lesen wir dort, aufgegeben werden muß, wird dieses oft nur scheinbar aufgegeben: es — oder eigentlich sein Bild — wird introjiziert; anders ausgedrückt: das Ich identifiziert sich mit dem aufgegebenen Objekt. Das Ich nimmt die Züge des Objektes an und drängt sich nun sozusagen dem Es als Liebesobjekt auf. Es sucht ihm seinen Verlust zu ersetzen, indem es sagt: „Sieh', du kannst auch mich lieben, ich bin dem Objekt so ähnlich."[2] So ist die Objektliebe umgesetzt in narzißtische, das äußere Liebesverhältnis abgelöst durch ein inneres, desexualisiertes, zwischen Es und Ich.

Diese Umsetzung von Objektbeziehung in Identifizierung spielt nun nach Freud bei der Überwindung des Ödipuskomplexes eine entscheidende Rolle. Die irgendwie miteinander vereinbarten Vater- und Mutter-Identifizierungen behalten ihre Sonderstellung im Ich und treten nun dem anderen Inhalt des Ichs als Ichideal oder Über-Ich entgegen.[3]

Man könnte diese Ausführungen soweit noch als Weiterbildung der Ichideal-Lehre der Narzißmus-Schrift auffassen. Der Unterschied bestünde nur darin, daß nun 1) der Identifizierung eine große Bedeutung für die Idealbildung beigelegt wird und 2) die Zeit der Bildung jetzt näher bestimmt wird: das Ichideal heißt nun Erbe des Ödipuskomplexes, während es früher als Erbe des Narzißmus bezeichnet wurde. Aber die weiteren Ausführungen lassen diese Auffassung nicht mehr zu. Sie beziehen sich nicht mehr auf ein Ideal, sondern auf eine fordernde, strafende Instanz, wie wir im Anfang

---

1) Wir werden hier und weiterhin, der einfacheren Darstellung wegen, nur den Vater berücksichtigen.

2) Ges. Schriften, Bd. VI, S. 374.

3) Ges. Schriften Bd. VI, S. 378.

dieses Aufsatzes schon ausführten. Wir wollen darauf noch etwas näher eingehen.

Die Beziehung des Über-Ichs zum Ich, lesen wir im „Ich und Es", „erschöpft sich nicht in der Mahnung: So (wie der Vater) sollst du sein, sie umfaßt auch das Verbot: So (wie der Vater) darfst du nicht sein ..." Dies sei das „Doppelangesicht" des Ichideals.

Der Sinn dieser Worte wollte mir lange nicht klar werden. Wie war es zu verstehen, daß dieselbe Instanz, die den Wunsch des Sohnes, sich an die Stelle des Vaters zu setzen, als schwerstes Verbrechen ahndet, zu gleicher Zeit die Angleichung an ihn fordert?

Erst die Einsicht, daß Ichideal und Über-Ich nicht identisch sind, daß das Ichideal ein wirkliches Ideal, das Über-Ich aber ein unbewußtes Gewissen ist, machte mir die Stelle verständlich.

Das rätselhafte „Doppelangesicht" des Über-Ichs war das Ergebnis des Freudschen Versuches, Ichideal und Über-Ich zu einer einzigen seelischen Instanz zusammenzuschweißen. In der Mahnung: „So (wie der Vater) sollst du sein" glauben wir die letzten Züge des alten, geliebten Vater-Ideals zu erkennen, sei es auch in entstellter Form. Denn wenn wir die Beziehung umkehren, wenn wir statt der Mahnung: „So (wie der Vater) sollst du sein" setzen: „So (wie du, Vater, bist) will ich sein," haben wir die ursprüngliche Beziehung Ich-Ichideal zurückgewonnen.

Versuchen wir das Ergebnis unserer Untersuchung zusammenzufassen.

Die Entstehung des ersten Ichideals fällt in eine sehr frühe Entwicklungsphase, wahrscheinlich schon in die spät-orale.

Das Kind introjiziert das Bild des gewaltigen Vaters und „verhimmelt" es zum Ichideal. Dieses früheste Ideal ist vollkommen narzißtisch, ohne jeglichen ethischen Zusatz.

Dann, in der sadistisch-analen Phase, beginnt sich, durch Introjektion der elterlichen Stimmen, ein erstes, primitives Gewissen zu bilden. Es richtet sich gegen die kannibalischen Wünsche der vorigen und gegen die sadistisch-analen Strebungen der jetzigen Phase. Dieses Gewissen bildet den ersten Anfang des — später unbewußten — Über-Ichs.

Das sich regende Gewissen gerät mit den auf das narzißtische Ideal gerichteten Strebungen in Konflikt, und dies hat — in normalen Fällen — eine Erneuerung des Ideals zufolge. Das alte „gewährende" Ideal wird großenteils verdrängt und von einem neuen ersetzt. Dieses neue

Ideal stellt einen Kompromiß dar: es hat, soweit dies nur möglich war, Züge des alten, gewährenden Ideals beibehalten, daneben aber trägt es den ethischen Forderungen des Gewissens Rechnung. Und wo auch diese ethischen Züge dem Bilde des Vaters entlehnt sind, kann man dieses Ideal charakterisieren als das Ideal des großen und guten Vaters. Dies bedeutet kein „Doppelangesicht", sondern eine Durchdringung zweier Qualitäten.

Aus dem Untergang des Ödipuskomplexes resultiert dann wiederum eine Vater-Identifizierung. Das introjizierte Vaterbild wird, der Reifung des kindlichen Ichs entsprechend, eine höhere, realitätsgerechtere Stufe erreicht haben. Es kommt mit dem schon vorhandenen Ichideal in Berührung, setzt sich mit ihm auseinander — insoweit dies durch Verdrängungen nicht unmöglich gemacht wird! — und führt zur Bildung des endgültigen Ichideals, das erst bewußt, später unbewußt, das Ziel des Persönlichkeitsstrebens des Individuums sein wird. Damit ist die Entwicklung des kindlichen Ichideals abgeschlossen. Der Charakter des Kindes hat sich gebildet, die Latenzperiode setzt ein. Welche neue Ideale es später auch bewußt aufstellen wird, sie werden in letzter Instanz alle auf die frühkindlichen zurückgehen. Entweder sind sie den neuen Zeiten mehr oder weniger angepaßte Neuauflagen des alten gewährenden oder des späteren einschränkenden Ideals, oder aber Kompromißbildungen aus beiden.

Es erübrigt sich noch etwas zu sagen über die weiteren Schicksale des Gewissens. Das früheste Gewissen richtete sich, wie wir annahmen, gegen die kannibalischen und sadistisch-analen Wünsche. Beim Ausgang des Ödipuskomplexes werden nun auch die Verbote der Vatertötung und des Mutterinzestes in ihm aufgenommen. Diese Verbote bleiben nicht bewußt: sie werden zusammen mit den Überresten der Ödipusstrebungen ins Unbewußte versenkt und bilden da, mit den Verboten der früheren Phasen, den Kern des Über-Ichs. Weiterer Erörterungen über das Über-Ich, die Rolle des introvertierten Aggressionstriebes und die Reaktionen des Ichs demgegenüber wollen wir uns hier, wo es sich um die Psychologie des Ideals handelt, enthalten.[1] Wir möchten aber unseren Aufsatz beschließen mit einigen Bemerkungen über

1) Auch die unzweifelhafte Tatsache, daß die Über-Ich-Bildung außer auf Introjektion der Vater-Stimme, meistens auch auf Introjektion des „bösen", drohenden Vater-Bildes beruhen wird, bleibe hier weiter unerörtert. Das „böse" Antlitz des Vaters spielt gewiß eine große Rolle im Seelenleben, nur nicht die Rolle eines Ideals

in ihrer gegenseitigen Beziehung.

Zuerst einiges über den Begriff des „Gewissens". Wir haben bis jetzt, wie üblich, über das „Gewissen" als über eine bestimmte „Instanz" im Ich gesprochen. Wird dies von den Tatsachen gerechtfertigt?

Stellen wir uns ein konkretes Beispiel vor Augen. Ein Mensch hat ein bestimmtes sittliches Ideal, dem er entsprechen will. Er sieht aber, wie weit er hinter seinem Ideal zurückbleibt. Das schmerzt ihn, d. h. er leidet unter dem Konflikt zwischen seinen Triebwünschen und ethischen Tendenzen und vermißt die narzißtische Selbstzufriedenheit. Er klagt die eigene Schwäche an, macht sich Vorwürfe, legt sich vielleicht eine — bewußte oder unbewußte — Selbstbestrafung auf, rafft sich dann aber wieder auf, verspricht sich, es künftighin besser zu machen, und eilt dann vom gehaltenen Gerichtstag ins Leben zurück. In dieser kleinen, alltäglichen Geschichte lassen sich alle „Funktionen" des Gewissens nachweisen: die beobachtende, messende, die rügende, strafende und endlich auch die antreibende Funktion.[1] Die geschilderten Vorgänge sind seelische Tatsachen. Aber was berechtigt uns, sie als „Funktionen" einer besonderen „Instanz" zu betrachten? Ist die Annahme dieser „Instanz" vielleicht, wie so oft, einfach auf die alles hypostasierende Eigentümlichkeit unserer Sprache zurückzuführen? Unserer Sprache, die alles etikettiert und materialisiert, die über „Recht" handelt, als ob es ein Fluß wäre, der aus bestimmten „Quellen" hervorbricht, die die Regelmäßigkeiten, welche wir im Naturgeschehen zu verspüren glauben, zu zwingenden, „ehernen Gesetzen" umschmiedet? Steckt in unserem Begriff „Gewissen" nicht auch ein Stück alten Fetischismus? Ich glaube, daß es der Fall ist, und daß dies unserem Verständnis der Gewissensvorgänge im Wege steht. Ich möchte darum den Vorschlag machen, unter „Gewissen" vorläufig nur zu verstehen: die Gesamtheit aller psychischen Vorgänge, welche die Annäherung des aktuellen Ichs an das Ichideal zum Ziel haben. Diese Formulierung ist rein beschreibend,

---

Auch nicht beim Individuum, das Scharfrichter werden will. Denn auch dieses Ideal ist von dem Über-Ich unterschieden; es stimmt, der Tendenz nach, mit ihm überein, aber es ist nicht mit ihm identisch. Einen Menschen, der wirklich sein Über-Ich werden will, gibt es nicht und wird es nie geben.

1) Vergl. Pfister, Die psychanalytische Methode, S. 101 ff.

sie antizipiert nichts. Und sie hat, wie mir scheint, auch den Vorteil, daß sie den engen Zusammenhang zwischen „Ichideal“ und „Gewissen“ zum Ausdruck bringt. Sie schließt ein, daß das Ich, wenn es den Gewissensforderungen gehorcht, dies nicht tut wie der Verbrecher, der sich dem Urteilsspruch seines Richters wohl oder übel zu unterwerfen hat, sondern weil es das vom Gewissen gebotene Verhalten als notwendige Bedingung zur Verwirklichung seines Ideals anerkennt. Daß auch diese freie Unterwerfung unter das Gewissen Opfer mit sich bringt, ist gewiß. Aber diese Opfer haben einen Sinn, sie werden dargebracht, weil sie zur Erreichung des höchsten Persönlichkeitszieles unumgänglich sind. Vielleicht könnte man meinen, dies gälte nur für die höchsten, rein sittlichen Ideale. Dies ist nicht der Fall. Wie es Rabindranath Tagore sehr schön ausdrückt: „Auch um mit Erfolg selbstsüchtig zu sein, hat der Mensch seine momentanen Neigungen der noch unrealisierten Zukunft zu opfern, d. h. sittlich zu sein. Um eine unsittliche Absicht erfolgreich durchzuführen, müssen einzelne der Waffen sittlich sein.“[1]

Klar ist jedoch, daß das Ich den Forderungen des Gewissens nur so lange zu gehorchen gewillt ist, als das betreffende Ideal in Kraft steht, dessen Realisierung das höchste Ziel des Individuums bildet. Tritt ein „Wechsel“ der Ideale ein, so werden auch die Forderungen des dem alten Ideal zugehörigen Gewissens nicht länger anerkannt. Wie es der kleine Patient Edith Jacobssohns sagte: „Was mir früher unfromm war, ist mir jetzt fromm“.[2] Die Ablösung des alten „guten“ Ideals durch das neue „schlimme“ bringt eine radikale Umwertung der ethischen Werte mit sich.

Soviel über das bewußte Gewissen und Ichideal. Die Beziehung zwischen den unbewußten Ichidealen und dem unbewußten Gewissen, dem „Über-Ich“, läßt sich schwieriger angeben. Erstens weil uns das Wesen des Über-Ichs viel schlechter bekannt ist als das Wesen der bewußten Gewissensvorgänge. Aber was wir aus den Wirkungen des Über-Ichs schließen können, scheint zur Annahme zu berechtigen, daß wir hier tatsächlich mit einer einheitlichen „Instanz“ zu tun haben. Die Wirksamkeit des Über-Ichs ist nicht so vielseitig wie die des „Gewissens“. Soweit wir sehen können, wirkt das Über-Ich nur negativ, verurteilend und strafend. Ihm fehlt

---

1) Sadhana, The Realisation of Life, S. 55, 56.

2) Int. Ztschr. f. PsA., Bd. XVI (1930), S. 221.

die „antreibende“, positive Funktion des bewußten Gewissens. Das Über-Ich vertritt mit automatischer Starre die aus der Frühzeit des Individuums stammenden Triebverbote. Es ist, wie Freud angibt, tatsächlich dem fürchterlichen Vater der Urhorde vergleichbar.[1] Nebenbei gesagt, scheint mir hiermit wohl der unzweideutigste Beweis der Nicht-Identität von Ichideal und Über-Ich gegeben. Daß die Söhne, nachdem sie den Urvater getötet hatten, Reue über ihre Tat fühlten, weil sie den gewaltigen Vater nicht nur gehaßt, sondern auch geliebt hatten, und aus Liebe zu ihm nun sein Bild zu ihrem Ichideal erhoben, ist begreiflich. Und auch daß sie ihrem Über-Ich die Macht des Vaters zur Bestrafung für die gegen ihn verübte Tat übergaben.[2] Aber daß sie dieses mörderische Über-Ich, das sie mit schweren Schuldgefühlen belastete und ihnen die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches, die Besitzergreifung der freigewordenen Weibchen, versagte, zu ihrem Ideal erhoben hätten, ist undenkbar. Das Vater-Ideal der Söhne der Urhorde wird gewiß keine sanften, ethischen Züge getragen haben. Es wird eine Verherrlichung seiner gewaltigen aggressiven und sexuellen Potenz gewesen sein. Aber was die Söhne an dem Vater bewunderten und liebten, war sicherlich nicht seine gegen sie selbst gerichtete furchtbare Aggression. Diese wird deshalb nicht in ihr Idealbild, sondern in ihr Über-Ich eingetragen sein.

Weil wir also dem Über-Ich keine positive, antreibende Funktion zuschreiben, es nur als blind arbeitende Unterdrückungsinstanz betrachten, scheint auch eine direkte Beziehung des Über-Ichs zu einem unbewußten Ideal nicht annehmbar. Daß es unbewußte Ichideale gibt und daß deren Verwirklichung leidenschaftlich erstrebt werden kann, wurde schon betont. Allein wir glauben nicht, daß der Gehorsam gegen die Forderungen des Über-Ichs die Bedingung zur Realisierung dieser Ideale darstellt. Denn diese Ideale sind ja zu einem erheblichen Teil die Verkörperung der vom Über-Ich verpönten infantilen Triebwünsche! Vielmehr ist anzunehmen, daß das Über-Ich sich dem Realisierungsstreben dieser Ideale aufs energischste widersetzt.

Während das bewußte Gewissen, in normalen Fällen wenigstens, der treue Gehilfe des Ideals ist, ist das Über-Ich hier der große Widersacher.

Auch in diesem Zusammenhang fällt wieder die Primitivität und

---

1) Vergl. „Das Unbehagen in der Kultur“, S. 112.

2) Vergl „Das Unbehagen in der Kultur“, S. 114.

ethische Minderwertigkeit des Über-Ichs gegenüber dem bewußten Gewissen auf. Während das Gewissen sich des besseren belehren lassen kann, ist das Über-Ich — außer im Falle der Analyse — unkorrigierbar. Es macht, infolge der Verdrängung, die ganze Weiterentwicklung des Ichs nicht mit und verharrt auf dem ethischen Standpunkt des etwa fünfjährigen Kindes. Wir stehen hier, auf dem Gebiete der Ich-Psychologie, einer ähnlichen Erscheinung gegenüber, wie sie Freud schon vor Jahren im Bereich der Sexualität nachwies. Dies hat zur Folge, daß das Über-Ich auch solche Wünsche vom Bewußtwerden und dadurch von der Verwirklichung ausschließt, gegen die das höherentwickelte bewußte Gewissen nichts einzuwenden hätte.[1] Ungerecht ist auch, vom normalen sittlichen Standpunkt gesehen, daß das Über-Ich auf bloße Wünsche genau so reagiert, als wenn es Taten wären. Man hat das Über-Ich, und zu Recht, mit einem Richter verglichen. Aber es ist weit strenger als der strengste Richter. Denn dieser straft nur verbotene Taten oder tatsächliche Versuche dazu. Das Über-Ich aber verfährt buchstäblich nach den Worten des Johannesbriefes: „Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Totschläger."[2] Und es läßt es nicht bei dieser extremen Wertung bewenden, versucht auch nicht, das Aufgeben des bösen Wunsches zu erreichen, sondern es unterdrückt ihn und bestraft das Ich, das sich dessen vielleicht gar nicht bewußt war.

Auch wenn die Verdrängung nicht allzustark ist und der Mensch genügende geistige Anlagen besitzt, können sich die alten Wünsche und Ideale oft doch noch, in sublimierter Form, bis zu einem gewissen Grade durchsetzen. Aber oft hemmt das grausame Über-Ich auch diese sublimierten Äußerungen, weil es, mit der feinen Nase eines Großinquisitors, die verbotenen ursprünglichen Wünsche noch herauswittert. Andrerseits ist unleugbar, daß gerade die gewaltigsten Schöpfungen des Menschengeistes diesem Kampf zwischen Ideal und Über-Ich ihre Entstehung verdanken. Denn alle Schöpfung wird geboren aus Not. Und eine größere Not als die sittliche gibt es nicht.

---

1) Vgl. Alexander, Psychoanalyse der Gesamtpersönlichkeit, S. 41.
2) 1 Joh. 3, 15.

Ein Inzest und ein Inzestverdacht

Zwei Fälle aus der gerichtlichen Praxis

Von

Hugo Staub

I) Der Inzest

Eines Morgens wird auf einem Bauplatz im Osten Berlins die 12 Jahre alte Hildegard Z. ermordet aufgefunden. Alle Anzeichen lassen auf Lustmord schließen, und der 40 Jahre alte kriegsinvalide Bauwächter Richard wird wegen Mordverdachts verhaftet. Er hatte den Bau allein bewacht, mit der kleinen Hilde und anderen Kindern tagsüber auf der Baustelle gespielt, ihnen auch Süßigkeiten geschenkt. Da ihm aber mehr nicht nachzuweisen war, er auch bisher nicht bestraft ist, wird er nach zwei Wochen aus der Haft entlassen. Zwei Monate darauf wird er wiederum verhaftet, diesmal wegen Inzestes, begangen an seiner zwölfjährigen Tochter. Er gesteht, sich etwa seit 4 Jahren an dem Kinde vergangen zu haben. Er ließ seinen Geschlechtsteil von ihr reiben, ihn bis zum Samenerguß in den Mund nehmen, oft, besonders nach reichlichem Alkoholgenuß, habe er auch geschlechtlich mit dem Kinde verkehrt.

Im Kriege hat er ein Auge verloren, war auch verschüttet und litt seither an Krämpfen und verschiedenen körperlichen Schmerzen. Die vielen Medikamente, die er verschrieben bekam, hatten ihm — so erzählt er — ein ständiges Jucken der Haut verursacht, zu dessen Linderung die Kinder ihn „schuppen" mußten. Besonders Erika, die älteste seiner fünf Kinder, wurde zu dieser Funktion herangezogen. Er lag im Bett, auf dessen Rand sie sitzen und seinen ganzen Körper zur Milderung des Juckreizes „schuppen" mußte. Bei dieser Gelegenheit habe das Kind, das sehr stürmisch und „anschmiegsam" sei, ihm erzählt, sie habe oft gesehen, wie er „ihn" bei Mama hereingesteckt habe und ob denn das so schön sei, daß Mama immer so dabei gestöhnt habe. Dabei habe sie ihn heiß gedrückt, und so sei es gekommen, daß er sie habe am Glied spielen und es auch in den Mund nehmen lassen.

Seine Frau, die fast taub ist, habe von dem Verkehr mit Erika gewußt. Wenn sie unwohl war, habe sie sich gewöhnlich in das eine Bett, in dem die Kinder — Knaben und Mädchen — zusammen schliefen, gelegt, um das neue, bessere Ehebett zu schonen. Erika habe dann beim Vater in

dem neuen Bett geschlafen. Er hatte damals eine Malerwerkstatt auf dem Dorfe und habe oft zur Erlangung von Aufträgen viel trinken müssen. Da er wegen seiner schwächlichen Konstitution — er ist klein, verkümmert und unterernährt — wenig vertrage, sei er oft betrunken gewesen und habe in diesem Zustande mit Erika geschlafen. Er hatte zwar oft Gewissensbisse, die Frau machte ihm wohl auch Vorhaltungen, aber er konnte sich von dem Kinde, das er zärtlich liebte, nicht trennen. Als ihm das Verhältnis doch zu unheimlich wurde, schickte er das Kind nach Berlin zu den Eltern seiner Frau, zog aber bald danach mit der ganzen Familie nach Berlin, da er ohne Erika nicht habe leben können. Das Mädchen blieb — gegen seinen Willen — bei den Großeltern. Er fand schließlich eine Stelle als Bauwächter, kaufte eine Wohnlaube, und Erika mußte ihn — auch wenn sie es nicht wollte — Sonnabend und Sonntags besuchen. Den Geschlechtsverkehr mit dem Kinde setzte er fort, auch nach seiner Freilassung in der Mordsache, bis die Schwiegereltern den Fall zur Anzeige brachten.

Im Untersuchungsgefängnis ist er schwach, weinerlich, erzählt immer wieder unter Tränen, wie sehr er Frau und Kinder liebe, daß er die Trennung von der Familie nicht überleben könne und schreibt seiner Frau zärtliche Liebesbriefe. Dem Untersuchungsrichter gibt er eines Tages an, sein Schwiegervater habe auch mit dessen Tochter — seiner Frau — verkehrt. Als seine Frau ihm deshalb einen vorwurfsvollen Brief schreibt und sich von ihm lossagt, bricht er weinend zusammen. Immer wieder beteuert er unter Tränen, er habe niemanden angezeigt, das sei alles nicht wahr, er habe nur immer geträumt, daß sein Schwiegervater mit seiner Frau verkehre. Er leide überhaupt an einer „träumatischen Gehirnschwäche", werde von bösen Träumen geplagt. Immer muß er im Traume fliegen, Menschen totschlagen, besonders einen bösen, indischen Zauberer, den er einmal gesehen habe. Meistens fliege er wie eine Fledermaus durch die Straßen und jage seiner Frau nach, die davonlaufe. Plötzlich sei sie in einem Hause verschwunden. Er fliege ihr nach, aber aus einem Loch in dem Hause schaue das böse Gesicht seines Schwiegervaters, der ihm mit der Faust oder einem Stocke drohe und ihn verscheuche.

Die bösen Träume, die Haft, die Trennung von seiner lieben Frau und den Kindern könne er nicht ertragen. Er habe doch niemals etwas anderes geliebt als Frau, Kinder und Familie, beteuert er immer wieder unter unaufhörlichen Tränen.

Mit 20 Jahren hat er seine Frau geheiratet, die er als Soldat kennen lernte. In dieser Ehe hatte er seinen ersten Geschlechtsverkehr. Seinem Vater, einem strengen, harten, jähzornigen aber in der Arbeit imponierend

tüchtigen Malermeister, war diese Ehe ein Dorn im Auge, er konnte die Schwiegertochter nicht ausstehen. Richard, der Zweite von einem Dutzend Kinder, war beim Vater in strenger Lehre gewesen, wurde — im Gegensatz zu der älteren — verkrüppelten — Schwester streng und hart behandelt, ebenso wie die Mutter, die vom Vater oft halb tot geprügelt wurde. Zur Mutter fühlte er sich hingezogen, vor dem Vater, der gern einen trank und dann alles kurz und klein schlug, fühlte er Grauen und Achtung, denn er war ein hervorragender Arbeiter, der mehr schaffte als alle anderen. Als Kind spielte er gern mit einer jungen — etwa achtjährigen — Schwester Vater und Mutter, wobei er sich ihr Genitale besah und es auch berührte. Der Vater, der einmal vorbeigekommen ist, habe so getan, als sehe er nichts. Zum größten Erstaunen von Richard, denn ein anderes Mal, als er mit einer „Teufelsmaske“ über dem Kopf in einen Laden hineingeschaut habe, was die Großmutter dem Vater erzählte, habe ihn dieser über einen Tisch geschnallt und bald totgeschlagen.

Als er 12 Jahre alt war, habe ihn ein fünfzehnjähriges Mädchen „eingeweiht, wie es zwischen Mann und Frau stand.“ Sie habe ihn umarmt und geküßt und er mußte ihr am „Geschlecht“ spielen. Wenn er weglaufen wollte, sperrte sie ihn im Zimmer ein. Später onanierte er mäßig, bis er seine Frau kennen lernte und heiratete. Aber die Eltern und besonders die älteste Schwester konnten seine Frau nicht leiden. Da sie ihm deshalb oft Szenen und Vorhaltungen machte, zog er von den Eltern, bei denen er bis dahin gearbeitet hatte, weg und machte sich selbständig. Bald arbeitete er wieder zu Hause, nur seine Frau durfte nicht mehr hingehen.

Es kam der Krieg, in dem er durch einen Schuß ein Auge verlor und verschüttet wurde. Nach einer Operation wurde er asthmakrank, mit ständigen Kopfschmerzen, Angst und Schwindelanfällen entlassen. Er fing wieder an, beim Vater als Maler zu arbeiten. Hier aber war inzwischen das Leben unerträglich geworden. Die Mutter wurde halb totgeprügelt und in einen Stall gesperrt, weil sie sich beklagte, daß Vater mit einem Mädchen was angefangen habe. Richard, der ihr helfen wollte, wurde vom Vater hinterrücks die Treppe heruntergestoßen und mit einem Schlachtmesser bedroht. So ging er ganz aus dem Hause. Bald wieder als Arbeitssoldat eingezogen, wurde er erneut verschüttet und 1917 endgültig als invalid entlassen. Mit der Malerarbeit war es nun nichts mehr, er arbeitete hier und dort als Landarbeiter, ließ sich seine Invalidenrente kapitalisiert auszahlen und kaufte dafür eine Bauernstelle. Weil es auf Wunsch des Verkäufers ein „Schwarzkauf“ war, verlor er Haus und Hof und sein Geld dazu. Er fing wieder als Maler in einer Kleinstadt an. Um Aufträge zu bekommen, mußte er viel

trinken und Karten spielen. Da er nichts vertragen konnte, war er oft betrunken. Gesundheitlich und wirtschaftlich ging es ihm recht schlecht. Er kämpfte um eine Zusatzrente — den Hauptteil hatte er durch die Barabfindung verloren — mußte zur Beobachtung ins Lazarett, wo der Arzt ihm attestierte, daß er an Verfolgungswahnideen leide. So wurde ihm erneut eine kleine Rente bewilligt.

Die Frau hatte inzwischen — neben zwei Fehlgeburten — fünf Kinder geboren, plagte ihn mit dauernden Vorwürfen wegen der Feindseligkeit seiner Eltern und verfolgte ihn — wie er meint — unaufhörlich mit grundloser Eifersucht. Mit seinen Eltern war er ganz zerfallen, die Schwiegereltern wollten gleichfalls nichts mehr von ihm wissen, während die Frau mit besonderer betonter Zähigkeit an ihrem Vater hing. — Immer verlangte sie den Geschlechtsverkehr von ihm, viel mehr, als er glaubte leisten zu können.

Er hatte in der Kneipe einen hübschen, kräftigen 20jährigen Bauernburschen kennen gelernt. Den bat er, ihm doch bei seiner Frau zu helfen. Er nahm ihn mit in seine Wohnung, führte ihm seine Frau zu und schaute zu, wie beide miteinander geschlechtlich verkehrten. Bald darauf fuhr die Frau — wie zuweilen schon früher — nach einer ehelichen Szene für ein paar Tage zu ihren Eltern nach Berlin. In dieser Zeit begann sein Verhältnis zu der damals achtjährigen Tochter, von der er bis zu seiner Verhaftung nicht mehr loskam.

Die frühe Kindheit, die infantile Sexualität, die sexuellen Beziehungen zu den Eltern deckt völlige Amnesie.

Die Hauptverhandlung fand in großer Aufmachung statt. Drei gerichtliche Sachverständige von Ruf waren außer dem Analytiker geladen. Vielleicht erhoffte man eine sensationelle Aufklärung des Lustmordes — der Verdacht der Täterschaft lastete immer noch auf dem Angeklagten.

Der Gerichtspsychiater attestierte dem Angeklagten das Fehlen jeglicher Geisteskrankheit oder organischer Gehirnerkrankung. Der psychiatrisch-psychologische Sachverständige meinte, die Tat sei bei einem psychisch labilen, minderwertigen Menschen wie dem Angeklagten durch das soziale Milieu, das räumliche Aufeinanderhocken der Menschen hinreichend begründet. Inzest käme vorwiegend bei Proletariern vor. Endlich meinte der dritte Sachverständige — ein anerkannter Fachmann der Sexualforschung — ein bei dem Angeklagten feststellbarer konstitutioneller Infantilismus prädestiniere ihn zur Inzestneigung, die Versuchung des Milieus tue das Ihrige, somit sei der Fall geklärt.

Der Analytiker bestritt nicht die Richtigkeit dieser Ausführungen, meinte aber, daß sie nur allgemeine Determinanten beschrieben, die auf eine unbe-

grenzte Zahl von Fällen paßten, ohne die psychologische Aufklärung der Tat eben dieses Angeklagten zu geben. Er führte sodann etwa folgendes aus:

Was an diesem Kriminalfall zunächst auffällt, ist, daß man dem Angeklagten die Tat nicht ohne weiteres zugetraut hätte. Unter einem Manne, der mit seiner achtjährigen Tochter einen Inzest begeht, stellt man sich im allgemeinen einen grob sinnlichen, brutalen, in seiner Sexualität ungehemmten Menschen vor, der Angeklagte macht im Gegenteil den Eindruck eines verschüchterten, schwächlichen, weinerlichen, verprügelten Charakters. Nie hat er vor seiner Ehe — wie das in seinen Kreisen sonst üblich ist — anderen Geschlechtsverkehr gehabt, nie hat er bis zum Beginn der Straftaten seine Frau, deren weibliche Reize gering zu sein scheinen, mit anderen Frauen betrogen. Die Ehe hat ihm keine Anerkennung eingetragen. Von seinen Eltern aufs Energischste abgelehnt, von seinem Schwiegervater darum gleichfalls mißbilligt, von einer Schar von Kindern gesegnet, die er nicht recht ernähren konnte, — so mußte diese Ehe für ihn schließlich den Gefühlswert von etwas Verbotenem bekommen. Dies um so mehr, als schon die Eheschließung offenbar den Charakter einer Inzestwahl hatte. Der an die Mutter fixierte, den strengen Vater fürchtende junge Mann hatte zum ersten und alleinigen Liebesobjekt eine Frau gewählt, die wesentlich älter war als er. Während beim normalen gesunden Menschen die Sexualität unter einer Ablösung von den Eltern, den ersten Sexualobjekten zu reifen pflegt, scheint dem Angeklagten diese Ablösung mißglückt, die Fixierung an die Mutter als Sexualideal erhalten geblieben zu sein.

Das äußere Schicksal tat das seinige, um den Verbotscharakter dieser Ehe zu verstärken. Von den Eltern wurde er vertrieben, aus dem Hause geschlagen, im Kriege verlor er ein Auge, später Haus und Hof. Schicksalsschläge, die vom Unbewußten automatisch in eine kausale Beziehung gebracht werden zu einem als verboten empfundenen Handeln. So wird die Bindung an die Frau gelähmt, die sexuelle Potenz erlahmt unter dem Drucke der Schuldgefühle. Im Traume versuchen die Affekte einen Ausweg aus dieser Spannung: Er träumt, daß er einem bösen, mächtigen Zauberer — in dem wir unschwer den Vater erraten — nachjage und ihn töten wolle, was aber mißlinge, und zu diesem sadistischen fügt er gleich den Straftraum, in dem er nach seiner Frau fliegt — der Volksmund erklärt uns die symbolische Bedeutung dieses Bildes: „auf eine Frau fliegen" — aber aus einem „Loch" im Hause — auch die symbolische Bedeutung dieses Bildes ist leicht zu erraten — schaut drohend der Schwiegervater und verscheucht ihn mit einem Stock. So bringen auch die Träume — die einzigen, an die er sich erinnert

und die immer wiederkehren — keine auch nur phantastische Milderung der Affektspannung. Die Frau, die auf seine sexuelle Unlust mit wachsender Eifersucht reagiert, steigert die Spannung und seine Schuldgefühle, die sich nun auch noch auf die Frau ausdehnen, und die in einem großartigen Ausbruchsversuch sich Luft zu machen suchen: Er bittet einen jungen kräftigen Mann, ihm bei seiner Frau „zu helfen", das für ihn zu tun, wozu er sich verpflichtet fühlt, was er aber nicht erfüllen kann, nämlich seine Frau zu befriedigen. Ökonomisch zunächst dazu bestimmt, seine Schuldgefühle seiner Frau gegenüber zu mildern, dient dieser masochistische Akt offenbar noch anderen Zielen: Indem er die Frau einem Anderen überläßt, zuschauen muß, wie ein Anderer sie nimmt, gibt er den drängenden Straftendenzen nach, wovon das Unbewußte eine Milderung der Schuldgefühle durch Leiden erhofft. Aber auch einen Racheharakter enthält diese symbolische Handlung: Wenn er schon unter dem Drängen der Schuldgefühle seine Frau abgeben muß, so soll sie wenigstens nicht der Schwiegervater haben, dem sie in seinen Träumen zugehört, sondern ein Anderer, Fremder. Und endlich werden wir in dieser Tat noch die Darstellung einer verpönten und darum verdrängten infantilen Wunschvorstellung vermuten müssen: Der Zuschauer identifiziert sich mit dem jungen Menschen, der mit einer Frau verkehrt, die schon nach dem Altersunterschied seine Mutter hätte sein können. — Diese Neigung des Zuschauers, sich mit den Akteuren einer Handlung zu identifizieren, kennen wir alle als allgemein menschliche Erscheinung, sie ist die wesentlichste Grundlage der Bedeutung von Schaustellungen für die Abfuhr von Triebspannungen, was schon die Antike verstand.

So konnte der Angeklagte in masochistischer Form den infantilen verpönten Wunsch, mit der Mutter zu verkehren und sie beim Geschlechtsakt zu beobachten, wenigstens symbolisch realisieren. Fügen wir noch hinzu, daß bei der Identifizierung mit dem Jungen sein reales Ich mit dem Vater bezw. Schwiegervater phantastisch identifiziert wird, den der Sohn mit der Mutter betrügt, so werden wir die Bedeutung dieser Handlung für das Unbewußte erschöpfend verstehen.

Wir sehen also, daß dieser sado-masochistische Akt nach Art eines neurotischen Symptoms allen Triebspannungen eine Abfuhr zu verschaffen, Schuldgefühle durch Selbstbestrafung zu mildern und sadistischen und verbotenen Regungen zur Realisierung zu verhelfen strebt. Selbstredend mißlingt auch dieser Versuch einer Beseitigung der Triebspannung, muß schon deshalb mißlingen, weil die vom Unbewußten verstandene sadistische und verpönte Bedeutung der Handlung neue Schuldgefühle wachrufen muß. Nicht einmal der Frau gegenüber wird er freier von Schuld. Ihr behagt diese Lösung

nicht allzusehr, es kommt zu neuen Szenen und sie verläßt ihn und fährt zum Schwiegervater. Er bleibt mit seinen Spannungen, Konflikten und Schuldgefühlen allein. Und nun entdeckt er die Tochter, das Kind, als Sexualobjekt. Auch diese Tat entsteht unter dem Druck von Schuldgefühlen und auf der Flucht vor ihnen. Sie ist ein regressiver Versuch zur Lösung seiner Sexualkonflikte in erlaubter Form — so paradox dies zunächst klingen mag. Sein seelischer Konflikt ist ja ein Konflikt mit dem Vater und Schwiegervater, die seiner Ehe und seiner sexuellen Befriedigung im Wege sind. Und seine erste und fast einzige Jugenderinnerung ist, daß er mit seiner jüngeren Schwester, einem Kinde, Vater und Mutter spielte und sie dabei am Geschlecht berührte. Der Vater, der vorbei kam, „tat so als ob er nichts sehe". — Ob diese Erinnerung objektiv richtig oder eine Selbsttäuschung ist, tut nichts zur Sache. Genug, er erinnert sich, daß dieser strenge, jähzornige und gewalttätige Vater den Verkehr mit dem Kinde erlaubte, während er den Sohn für den Versuch, der Mutter einmal beizustehen, halbtot schlug, mit einem Messer bedrohte und die Treppe herunter warf. Und so bedeutet die sexuelle Beziehung zum Kinde den Rückzug seiner Sexualität aus einer vom Vater bedrohten konfliktvollen Situation in eine frühinfantile Lustposition, die vom Vater gebilligt wurde.

Verstehen wir nun die Triebsituation, die den Angeklagten zum Inzest getrieben hat, so verstehen wir aber noch nicht, warum der Inzest der einzige Ausweg für ihn war, warum er nicht ein anderes, fremdes Sexualobjekt wählte, das nicht den Inzestcharakter für ihn hatte, nicht vom Vater ihm verboten erschien, wie seine Frau. Nun, einmal war auch der Ehebruch etwas Unerlaubtes, vom Gewissen verbotenes, Angst einflößendes, das die Schuldgefühle gegenüber der eifersüchtigen Frau steigern und als Konfliktsituation — quasi ein *locus minoris resistentiae* — alle anderen aus den unbewußten Quellen stammenden Schuldgefühle auf sich zu vereinigen gedroht hätte. Und außerdem ist seine Sexualität offenbar inzestuös gebunden, eine exogame, vom Inzestcharakter freie Wahl des sexuellen Partners ihm niemals geglückt. Schon in der Pubertät als 12jähriger Knabe flieht er angstvoll vor einem fremden Mädchen, das ihn verführen will, während konfliktlos nur das sexuelle Spiel mit der kleinen Schwester war. So wählen die Triebe unter dem Druck des Wiederholungszwanges erneut den Inzest, regredierend auf eine Lustposition, in der er erlaubt schien.

Den Abbau der natürlichen Hemmungen des Ichs des Erwachsenen besorgt die Verführungssituation des Milieus, die hier als Determinante der Ich-Psychologie voll zu ihrem Rechte kommt, besorgen die Schicksalsschläge, die diesen abgearbeiteten, verbrauchten, verschüchterten Menschen verfolgen.

Die von den Trieben als Kastration gewerteten Mißgeschicke, der Verlust des Auges, eines vom Unbewußten als hervorragendes Sexualorgan gewerteten Körperteiles — dient es doch der Befriedigung sexueller Schaulust —, der Verlust von Haus und Hof, die angstvollen Träume tun das Ihre zum Abbau der Hemmungen, sie rufen die Sehnsucht wach nach einer glücklicheren konfliktlosen Zeit, wie es die Kindheit war, nach Lustpositionen, die frei waren von Gewissensangst, Kampf und Konflikten. Auch konstitutionelle Faktoren, die aber qualitativ nicht erfaßbar und quantitativ nicht darstellbar sind, mögen eine Rolle spielen.

So bleibt nur noch die Frage offen, warum dieser verängstigte, verschüchterte, sonst so angstbereite Mensch den Mißbrauch des Kindes nicht aus Angst vor der schweren Strafe des Gesetzes, die ihm drohte, unterließ. Wir wissen aus der Psychologie der Neurosen und der neurotischen Charaktere, um wieviel stärker die Gewissensangst, dieses unheimliche, unwesenhafte, nicht zu fassende Angstgefühl ist als jede Realangst, daß die Angst vor den Folgen einer Tat kaum jemals imstande ist, eine von neurotischer Angst diktierte Aktion zu hemmen. Man kann eher sagen, daß beim neurotischen Kriminellen die Realangst, die Aussicht auf Strafe, anziehend wirkt auf die Auslösung krimineller Handlungen. Der von Freud zuerst beschriebene Mechanismus des „Verbrechers aus Schuldbewußtsein", der bestraft sein will und darum eine kriminelle Tat begeht oder sich verrät, scheint allgemein bei fast allen neurotischen Kriminellen mit wirksam zu sein. Er bedeutet jedenfalls in unserem Falle die Umwandlung der Gewissensangst — unbestimmter Angst vor Strafe wegen eines dem Bewußtsein unbekannten Deliktes — in Realangst, das unbewußte Schuldgefühl wird in einer realen Tat untergebracht, gegenüber deren Folgen das Ich nicht mehr ganz so ohnmächtig ist, und die doch die Befriedigung des Strafbedürfnisses zulassen. So bedeutet die Wahl eines kriminellen Auswegs aus seiner Konfliktssituation für den Angeklagten eine enorme seelische Erleichterung, eine Verringerung der seelischen Spannung, die Umwandlung unmeßbarer, unbezwingbarer, weil unbewußter Straferwartung in eine sichtbare, abschätzbare, vielleicht bezwingbare reale Gefahr.

Diese Rückbildung von Gewissensangst in Realangst, aus der sie ja einmal entstanden war, ist so gleichsam als ein Gesundungsprozeß aufzufassen, als ein Versuch der Triebe zur Angstverarbeitung und ihrer Bewältigung. Von der endlichen realen Strafe erwartet das Unbewußte, das nach einem primitiven Talionsprinzip reagiert, eine völlige Aufhebung der Spannung, eine Kompensation der Gewissensangst durch die Strafe, und hat dabei noch den ökonomischen Gewinn, daß die reale Strafe für das reale Delikt, in

dem die sämtlichen Schuldgefühle untergebracht sind, jedenfalls milder ausfällt als die sonst vom Unbewußten erwartete Strafe der Talion.

Die juristischen Konsequenzen?

Die Frage, ob der Angeklagte für seine Tat juristisch verantwortlich ist, läßt sich nicht exakt beantworten. Tiefenpsychologie und die psychologischen Formulierungen des jetzt noch geltenden Gesetzes sind allzu inkommensurabel, als daß man sie auf eine einheitliche Formel bringen könnte. Als Jurist möchte ich die Anwendbarkeit des § 51 eher verneinen.

Der Angeklagte gehört aus Gründen der Generalprävention und wegen der Gemeinschädlichkeit seines Handelns in eine Internierung, wenn auch die Gefahr einer Wiederholung aus äußeren Gründen nicht sehr groß ist. Im übrigen braucht er eine Behandlung. Die staatlichen Einrichtungen für eine solche zweckmäßige Reaktionsweise sind heute noch nicht vorhanden.

II) Ein Inzestverdacht

Die elfjährige Erna L., ein Kind des Berliner Ostens und über ihre Jahre körperlich entwickelt, bekam ein Kind. Nach der Entbindung gestand sie dem Arzt und ihrer Mutter — die vorher von der Schwangerschaft nichts gemerkt haben will — unter Tränen, ihr eigener Vater sei der Erzeuger. Eines Nachmittags, als die Mutter auf Arbeit war, sei der Vater nach Hause gekommen, habe sie aufs Bett geworfen, ihre Arme festgehalten, ihre Beine geöffnet und sie zum Geschlechtsverkehr gezwungen. Aus Angst vor den Drohungen des Vaters und aus Scham habe sie bisher der Mutter nichts erzählt. Mit anderen Männern habe sie bisher nie etwas zu tun gehabt. Vor dem Staatsanwalt, Untersuchungsrichter und Gericht bleibt sie bei ihrer Aussage, die sie jedesmal unter Tränen, aber mit großer Bestimmtheit fast wörtlich wiederholt. So wird ihr Vater zu schwerer Zuchthausstrafe verurteilt. Sein standhaftes Leugnen, seine Behauptung, die Geschichte sei von Anfang bis zu Ende erfunden, er habe seine Tochter — übrigens das einzige Kind seiner Ehe — nie berührt, helfen ihm nichts. Denn er ist dutzende Male wegen verschiedenster kleiner Eigentums- und sonstiger Delikte vorbestraft, arbeitet nur gelegentlich — er ist Schuhmacher seines Zeichens — erhält auch von seiner Frau ein schlechtes Zeugnis. Diese, eine strenge, harte, arbeitsame Wäscherin bezichtigt ihren Mann eines liederlichen Lebenswandels. Er habe sich gern mit anderen Frauen herumgetrieben, getrunken, nur gelegentlich gearbeitet, so daß sie ihm die Tat durchaus zutraue. Dies gab wohl den Ausschlag. Man fand keine Ursache, der Aussage des Kindes zu mißtrauen, alle

Beteiligten hielten den Angeklagten der Tat für fähig, Berufung und Revision konnten ihm nichts helfen, er mußte eine mehrjährige Zuchthausstrafe verbüßen. Die Ehe wurde auf Antrag der Frau wegen des Inzestes geschieden. Das Neugeborene kam in Pflege, die Tochter in Fürsorgeerziehung, die Mutter bekam Arbeit vom Wohlfahrtsamt. So war alles in bester Ordnung. Nur der Angeklagte wollte nicht aufhören, seine Unschuld zu beteuern, für seine Rehabilitierung zu kämpfen. Er sah fortan seine Lebensaufgabe darin, den wahren Erzeuger zu entdecken und seine Unschuld darzutun. Gefällige Nachbarinnen kamen ihm zu Hilfe, der Klatsch hatte sich des Falles bemächtigt. Er erhielt Briefe ins Zuchthaus, worin Nachbarinnen ihm schrieben, sie hätten gesehen und gehört, wie die Mutter die Tochter auf die Straße geschickt, wie das Mädchen sich im Hofe und auf der Straße mit Jungens herumgetrieben habe, sie seien bereit, ihm in seinem Kampfe ums Recht zu helfen. Er betreibt das Wiederaufnahmeverfahren, setzt seine Bemühungen, den Erzeuger zu finden, nach Verbüßung seiner Strafe mit verdoppelter Energie fort und erreicht schließlich, daß die Wiederaufnahme angeordnet wird.

Der Analytiker wird aufgefordert, sich gutachtlich darüber zu äußern, ob das Mädchen die Wahrheit gesagt oder gelogen habe. Es bot sich vor der Hauptverhandlung nur einmal Gelegenheit, mit dem Kinde zu sprechen. Sie blieb bei ihrer Aussage, erzählte mit niedergeschlagenen Augen und unter Tränen, wiederholt fast wörtlich dasselbe, was in den Akten stand. Über sonstige sexuelle Erlebnisse befragt, gestand sie, sie habe nach der Entbindung einmal — nur ein Mal — mit einem Jungen Verkehr gehabt. Der Vater hatte dies inzwischen selbst schon ermittelt. Die Pflegerin des Instituts, in dem Erna untergebracht ist — sie war zuerst in einem katholischen Heim, wurde aber später auf ihren Antrag in ein konfessionsloses überführt — teilt mit, daß das Mädchen willig und fleißig sei, sich — äußerlich wenigstens — gut anpasse. Aber sie mache einen unaufrichtigen Eindruck. Man habe das Gefühl, daß sie sich „anschmiere", allzu willig, allzu brav und fleißig erscheinen wolle, dies aber nicht ihre wahre, echte Einstellung sei.

Zur Hauptverhandlung waren vom Angeklagten, der Verteidigung und der Staatsanwaltschaft eine Unzahl von Zeugen aufgerufen, fast das ganze Stadtviertel war auf den Beinen. Dutzende von Burschen, unter denen der Angeklagte den Erzeuger vermutete, sollten unter den Eid gepreßt, alle Frauen und Freundinnen, die etwas gesehen oder gehört haben wollen, sollten über die Schlechtigkeit und Unglaubwürdigkeit des Mädchens und der Mutter aussagen, alle Stellen, bei denen die Mutter gearbeitet hatte, und das Wohlfahrtsamt sollten dem Staatsanwalt bestätigen, daß beide ordentliche

Menschen seien. Mit bemerkenswerter Geduld und Objektivität ließ das Gericht tagelang immer neue von der Verteidigung zitierte Jungen aufmarschieren, der Staatsanwalt, ein moderner, warmer Beschützer verwahrloster Jugend, blieb zwar von der Schuld des Angeklagten überzeugt, gab sich aber die erdenklichste Mühe, dem Kinde zu Herzen zu reden, damit es die Wahrheit sage. Sie blieb bei ihrer Aussage, die sie mit den gleichen Gesten, fast denselben Worten wie früher wiederholte. Ein anderer Kindesvater wurde nicht ermittelt, die hilfsbereite Briefschreiberin erwies sich als eine alte, senile geistig wohl nicht mehr recht zurechnungsfähige Klatschbase. Ihre Tochter, eine junge, frische „Nutte" des Berliner Ostens, bezeugte, Erna habe ihr gegenüber erklärt, ihr Vater sei es nicht gewesen, was diese heftig bestritt. Der Angeklagte, der freimütig gestand, daß er in seinem Leben kein Engel gewesen sei, beteuerte hartnäckig, daß er diese Tat nicht begangen habe und nicht ruhen werde, bis er den wirklichen Erzeuger gefunden habe. Die Mutter, der alle Arbeitgeber bestätigten, daß sie eine korrekte, arbeitsame Frau sei, die auch ihre Tochter ordentlich zu erziehen versuche, soweit es ihre Zeit erlaube, schien durch die Standhaftigkeit des Mannes ein wenig wankend geworden zu sein und beschränkte sich auf die Aussage, sie wisse nur das, was die Tochter ihr gesagt habe, ob es wahr sei, könne sie nicht entscheiden. Erna erwies sich als nicht so aufrichtig und wahrheitsliebend wie sie sich gern ausgab. Es kam heraus, daß sie sich oft mit Jungens abgegeben habe, öfter als das eine Mal, das sie eingestand, nachdem es bekannt geworden war. Auch in der Hauptverhandlung gab sie jeden dieser Vorfälle erst zu, nachdem er herausgekommen war, blieb aber dabei, in der Hauptfrage habe sie die Wahrheit gesagt. Übrigens lagen die Fälle sämtlich zeitlich nach der Geburt des Kindes, über sexuelle Erlebnisse aus früherer Zeit konnte nichts ermittelt werden.

Der Analytiker wies zunächst darauf hin, daß die Frage, ob der Angeklagte der Täter sei oder nicht, ob das Kind die Wahrheit gesprochen oder gelogen habe, mit psychologischen Mitteln nicht exakt feststellbar sei. Ein objektiver Tatbestand könne nur mit objektiven Beweismitteln zweifelsfrei aufgeklärt werden. Die Psychologie könne zwar bei aufgeklärtem, objektivem Befund die subjektiven Gründe einer Tat eindeutig erfassen, zur Aufklärung eines objektiven Sachverhaltes aber im allgemeinen nur durch eine psychologische Wahrscheinlichkeitsrechnung beitragen. Dies um so mehr, als wir aus tiefenpsychologischer Erfahrung wissen, daß ein objektiver Vorfall und die bloße Phantasie eines Geschehens von den Trieben affektiv gleich oder ähnlich gewertet werden. Eine Lösung des Rätsels also könne man vom Analytiker hier nicht erwarten, wohl aber die Deutung mancher Indizien, die

eine begründetere, verläßlichere Entscheidung ermöglichten, als die bloße Intuition.

Zunächst müsse man sich von affektiven Störungen der Urteilsfunktion freimachen, die bei einem Fall wie dem vorliegenden äußerst naheliegen. An sich schon glaubt jeder lieber das „Schlechte" vom Menschen als an seine Unschuld. Dies gilt in verstärktem Maße für den Vater-Tochter-Inzest. Wir wissen aus endloser klinischer Erfahrung, daß solche Inzestwünsche in jedem Menschen vorhanden sind, verdrängt werden, und in verstärkter Zärtlichkeit des Vaters zur Tochter ihre Spuren in erlaubter Form hinterlassen. Und da man lieber den Splitter im Auge des Anderen als den Balken im eigenen Auge sieht, traut man einem Angeklagten eine solche Tat gern zu, solange er sich nicht reinwaschen kann. Die Gelegenheit zur Äußerung heftigen Abscheues und das Schauspiel der Bestrafung des Frevels erleichtern und sichern die eigenen Verdrängungen. Auch daß ein Täter nicht gefunden wird, daß jemand, der verurteilt war und die Strafe verbüßt hat, unschuldig sein soll, ist unbefriedigend, ja beängstigend. Der Autorität der Justizmaschine abträglich, stört ein solches „unhappy end" das Gleichgewicht des Gerechtigkeitsgefühles, das Selbstgefühl des Juristen und bedroht auch die Verdrängungen. Darum ist man leicht geneigt, lieber an die Schuld des nun einmal schon vorhandenen Angeklagten zu glauben als gar keinen Täter zu haben oder einzugestehen, daß „justitia" sich geirrt hat. Solche affektive Strömungen sind menschlich begreiflich, den Beteiligten meist nicht bewußt, der Urteilsbildung aber natürlich abträglich.

Sehen wir nun zu, welche Indizien der Tatbestand uns liefert, und was unsere tiefenpsychologische Erfahrung zu ihrer Deutung beitragen kann:

Auffallend ist, daß der Angeklagte so hartnäckig um Recht kämpft, auch nachdem er die Strafe schon verbüßt hat. Er ist durch seine Vorstrafen doch genügend abgehärtet gegen das Bestraftsein, hat sich sonst auch immer gefügt. Die Aussichten auf eine materielle Entschädigung für unschuldig erlittene Haft sind gering, was jeder weiß, der im Gefängnis einigermaßen zuhause ist. Nur bei erwiesener Unschuld wird sie gewährt. Also müßte er, wenn das das Motiv wäre, entweder unschuldig sein oder jemanden finden, der die Schuld auf sich nimmt. Das hat er aber garnicht versucht. Es bleibt so nicht recht erklärlich, woher der Angeklagte diese Zähigkeit, diese aufrechte Ruhe zu seinem Kampf um die Rehabilitierung nimmt.

Gegen den Angeklagten sprechen wiederum sein reichlicher Verbrauch an Frauen, die Ungehemmtheit, mit der er unter den Augen von Frau und Tochter außereheliche Beziehungen unterhielt, seine Neigung zum Alkohol, seine vielen Vorstrafen, seine Unstetigkeit in der Arbeit, womöglich auch

noch die Statistik — ein Sachkundiger erzählte mir, daß nach statistischen Feststellungen die überwiegende Mehrzahl der Vater-Tochter-Inzeste von Schuhmachern begangen würden!

Die Tochter aber erweist sich als unaufrichtig, immer bestrebt, in möglichst gutem Lichte zu erscheinen. Besonders hinsichtlich ihrer sexuellen Erlebnisse gibt sie immer nur das zu, was ihr unwiderleglich bewiesen ist, nicht einen Punkt mehr, als herausgekommen ist und nicht eine Minute vor der Entdeckung. Das beweist natürlich nicht, daß sie in dem Hauptpunkte auch die Unwahrheit sagt. Denn kein Mensch lügt immer oder sagt immer die Wahrheit.

Immerhin würde sich aber die Wage ein wenig zugunsten des Angeklagten neigen, dem sonst keinerlei Vorliebe etwa für jugendliche Frauen nachgesagt wird, wenn man nur verstehen würde, aus welchen Motiven ein Kind seinen Vater in so schwerer Weise falsch anschuldigen, ihn ins Zuchthaus bringen, die Ehe der Eltern trennen und hartnäckig und ungerührt dem Vater ins Gesicht vor Gericht die Anschuldigung trotz aller Vorhaltungen durch Richter und Staatsanwalt wiederholen sollte. Nun, das und gerade das läßt sich mit tiefenpsychologischer Kenntnis menschlicher Triebreaktionen recht gut aufklären. Unterstellen wir einmal, das Kind habe gelogen und prüfen wir, welche Motive sie zu der Lüge veranlaßt haben könnten:

Daß die Tochter, die vor der Strenge der Mutter Angst hatte und ihre Schwangerschaft bis zum letzten Augenblick geheim hielt, eine Ausrede wählen würde, die sie möglichst schuldlos erscheinen läßt, liegt auf der Hand. Auch sonst und später stand sie hinsichtlich ihrer sexuellen Erlebnisse in keinem Vertrauensverhältnis zur Mutter, verschwieg ihre Erfahrungen, gab sich, solange als möglich, als rein und unberührt aus, Die Behauptung, sie sei gegen ihren Willen und mit Gewalt genommen worden, konnte sie am besten exkulpieren.

Auch mit der Verdächtigung des Vaters durfte sie annehmen, bei der Mutter ein gläubiges Ohr zu finden. Er war ja auch sonst in sexuellen Dingen hemmungslos, hatte der Mutter viel Kränkung und Ärger damit verursacht und das Kind war häufig Zeuge ehelicher Zerwürfnisse hierüber. So durfte sie glauben, die Mutter werde gerade dem Vater, der ihr dauernden Kummer durch sexuelle Ausschweifungen bereitet habe, auch diese Tat gern und am ehesten zutrauen. Ihre Furcht vor der Mutter war groß, die Achtung vor dem Vater gering. Er hatte ja durch seine ganze Lebensführung dem Kinde keine Gelegenheit gegeben, in ihm ein anerkennenswertes Vorbild, das geachtete Haupt der Familie, zu sehen, von der Mutter hatte sie oft genug als Zeugin ehelichen Streites hören müssen, wie wenig Achtung er verdiene

welch schlechten Lebenswandel er führe. Daß das Kind sich affektiv auf die Seite der Mutter stellt, die sie im Rechte glaubt, die auch als Ernährerin die größere Macht hat, ist eine natürliche Reaktion. Das Mädchen, das ohnehin die natürliche Neigung hat, sich mit der Mutter zu identifizieren, besonders in der affektiven Haltung gegenüber dem Vater sie zu kopieren, hat es so allzu leicht, die negative Kritik der Mutter gegenüber dem Vater zu ihrer eigenen zu machen. Besonders verschärft wird eine solche Konfliktsituation des Kindes gegenüber sexuellen Verfehlungen des andersgeschlechtlichen Elternteiles. Die Ungeniertheit, mit der der Vater eine andere Frau ins Haus gebracht und mit ihr verkehrt hatte, muß wie von der Mutter, so auch von der Tochter als eine besondere persönliche Kränkung empfunden werden. Wir wissen aus jahrzehntelanger klinischer Erfahrung, welche Bedeutung der andersgeschlechtliche Elternteil für die infantile Sexualentwicklung besitzt, wie die kindliche Phantasie sich mit der Sexualität der Eltern beschäftigt, und wie stark die Triebe des Sohnes an die Mutter, der Tochter an den Vater sich fixieren. Diese infantilen Triebbesetzungen sind zum Untergange bestimmt. Die inzesthaften Wünsche werden unter dem Drucke der Realitätsanforderungen und aus Schuldgefühl verdrängt, mit ihnen verfällt die ganze infantile Sexualität der Verdrängung. Das Kind lernt, daß es auf seine „Ödipuswünsche" verzichten muß, daß die Tochter sich nicht an die Stelle der Mutter in der Liebe zum Vater setzen kann, der Mutter den ersten Rang überlassen muß. Die natürliche Liebe des Kindes zu den Eltern lindert die Schmerzlichkeit des Verzichtes. Eine gewisse recompense findet das Kind dann in dem zweiten typischen Vorgang kindlicher Seelenentwicklung. Die Tochter identifiziert sich mit der Mutter, macht sich auch deren affektive Bindung an den Vater zu eigen und rettet sich so auf dem Umweg über die Mutter eine gewisse phantastische Befriedigung verdrängter infantiler Wünsche. Diese Freiheit gewähren die kindlichen Triebe dem Vater aber nur gegenüber der Mutter. Wird sie notgedrungen als siegreiche Konkurrentin hingenommen, so gilt das Gleiche keinesfalls von einer fremden Frau. Die Beziehung des Vaters zu einer anderen Frau wird im Gegenteil auf das Schärfste verurteilt und als persönliche Kränkung empfunden. Hier fallen ja für das Kind die moralischen Anforderungen fort, die zur Verdrängung der Eifersucht gegenüber der Mutter geführt haben, die verdrängten Triebbesetzungen fangen wieder an sich zu regen, und das Kind empfindet den Fehltritt des Vaters als bittere persönliche Kränkung. Wenn schon eine andere Frau als die Mutter — dann glaubt die Tochter das erste Anrecht zu haben. Die Identifizierung mit der Mutter verstärkt diese gekränkte Eifersucht und läßt die Liebe leicht in tiefen Haß umschlagen. Auch die Verdrängung der Ödipus-

phantasien muß sich lockern, wenn das Kind sieht, daß der Vater doch nicht der Mutter verbleibt, zu deren Gunsten man verzichtet hat, und daß die Mutter den Vater garnicht wünscht, sondern haßt und beschimpft. Diese mißglückte Verdrängung der Ödipusphantasien wird uns übrigens verstehen lassen, warum das Kind der Mutter und Pflegepersonen gegenüber verschlossen und unaufrichtig sich benimmt. Sie hat ja wirklich etwas zu verbergen, nämlich die mangelhaft verdrängten, verpönten Ödipuswünsche.

So scheint es uns in tiefenpsychologischer Kenntnis des menschlichen Trieblebens verständlich, wenn die gelockerten Verdrängungen bei günstiger Gelegenheit nachgeben und die verdrängten Regungen zusammen mit dem aufgespeicherten Haß in einem großartigen Racheakt explodieren. Die Beschuldigung, der Vater habe sie vergewaltigt, entspricht ja den verdrängten Wunschphantasien, gleichzeitig gelingt ihr die Realisierung des verdrängten infantilen Verlangens, die Eltern von einander zu trennen. Sie hat ihre Rache am Vater, und für all das braucht sie keine Schuldgefühle zu haben, denn der Vater hat durch sein Verhalten dieses Schicksal verdient, die Mutter glaubt sie einverstanden, sie ist diesen schlechten Mann los und durch seine Bestrafung gleichfalls gerächt. Der dahinter steckende, gegen die Mutter gerichtete Sadismus ist als sekundärer Lustgewinn zu verzeichnen.

Natürlich spielt sich das alles hinter der Schwelle des Bewußtseins, im Unbewußten ab. Bewußt wird bei dem Versuch, dem Vater die Tat in die Schuhe zu schieben, im wesentlichen nur das Gefühl, daß die Mutter das am ehesten und am liebsten glauben werde, daß der Vater kein besseres Schicksal verdiene, und daß sie selbst auf diese Weise rein und schuldlos dastehe. Übrigens ist, wie so oft bei triebhaftem Handeln, auch hier ein gewisses subjektives Recht auf der Seite des Kindes. Der Vater ist wirklich in erheblichem Maße an den sexuellen Verfehlungen des Kindes und an seiner Bezichtigung schuld. Durch sein Verhalten hat er der Tochter kein Beispiel sexueller Zurückhaltung gegeben, hat sie zur Nachahmung verführt. Er hat ihr dadurch auch die Verdrängung ihrer Ödipuswünsche erschwert und muß es sich nun gefallen lassen, daß die durch sein Verhalten hervorgerufene Lockerung der Verdrängungen und die dadurch entstehende Triebspannung sich nach den allgemeinen Gesetzen der Triebreaktionen in der Projektion auf ihn entladen.

Wie sehr übrigens die sexuellen Erlebnisse des Kindes an die Ödipusphantasien gebunden sind, beweist ein weiterer Vorgang, der wie eine zwangsmäßige Wiederholung dieser Bezichtigung des Vaters anmutet und daher vielleicht entscheidende Rückschlüsse auf die Richtigkeit der von uns entworfenen Hypothese erlaubt.

Auf der Suche nach einem anderen Erzeuger des Kindes verfällt die Verteidigung auch auf einen Jugendpfleger, der die Familie im Auftrage des Wohlfahrtsamtes betreut hatte und daher im Hause ein und ausgegangen war. Erna hatte von der Mutter die Erlaubnis, zu Sylvester auszugehen und die ganze Nacht wegzubleiben, mit der Behauptung erwirkt, dieser Jugendpfleger habe sie zusammen mit einigen seiner Kameraden und Kolleginnen zu einer Feier eingeladen. Im Hause und vor Freundinnen rühmte sie sich dann, der Pfleger habe sie in Nachtlokale mitgenommen, wo Nackttänze gezeigt wurden, er hatte ihr auch eine Banane geschenkt. In Wirklichkeit erwies sich diese Geschichte als von Anfang bis zu Ende erfunden. Sie hatte sie als Ausrede benutzt, um unentdeckt mit einer Horde von Jungens bummeln zu können. Diese — von den Prozeßbeteiligten übrigens kaum beachtete — Episode erscheint uns wie eine symbolische Wiederholung der falschen Bezichtigung des Vaters.

Der Jugendpfleger, der nach der Beseitigung des Vaters Vaterstelle bei ihr vertrat, wird bezichtigt, ihr in sexueller Beziehung ein schlechtes Beispiel gegeben zu haben, indem er ihr Nackttänze zeigte, wird auch „durch die Blume" bezichtigt, sich an ihr vergangen zu haben — die symbolische Bedeutung der Banane, die er ihr geschenkt haben soll, bedarf keiner weiteren Erklärung. Und das alles wird erfunden, aus der Luft gegriffen zur Bemäntelung eigener sexueller Exkurse mit fremden Jungens.

Der Analytiker faßte sein Gutachten dahin zusammen, daß der ganze Sachverhalt, das Verhalten des Angeklagten wie besonders das der Tochter hinsichtlich der bewußten und unbewußten Motive verständlich und klar erscheine, wenn das Mädchen gelogen habe. Wenn man aber unterstelle, sie habe die Wahrheit gesagt, bliebe das Verhalten der Beteiligten dunkel und vielfach unverständlich. Es spreche nach allem ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit für die Annahme, die Bezichtigung des Vaters sei falsch.

Das Gericht schloß sich im Wesentlichen den Ausführungen des Sachverständigen an und sprach den Angeklagten frei, nicht ohne ihm vorzuhalten, zu 90 Prozent bleibe er verdächtig, es fehlten nur 10 Prozent an der Überzeugung des Gerichtes von seiner Schuld.

Franz Werfel als Erzieher — der Väter

Von

Eduard Hitschmann

In dem zunehmenden Unbehagen in einer gefahrumdrohten Kultur ist die Bekanntschaft mit einem neuen und vollendeten Werk der Kunst Genuß und Trost und Hoffnung zugleich.

Die Befriedigung ist umso größer, wenn — wie mit seinem letzten Roman „Die Geschwister von Neapel" — der Dichter mit seinem Werk über sich selbst hinaus wächst.[1]

Werfel hat selbst erzählt[2], daß das Werden dieses Buches ein anderes war, als er es bisher in sich beobachtet hat. „Während ich bei anderen meiner Werke oft verstandesmäßig vorausgesehen habe, wohin sich der Keim, der im Geiste zu knospen begann, entwickeln kann, so war es für mich überraschend, daß diese Entwicklung bei den ‚Geschwistern von Neapel' anderen Gesetzen zu unterliegen schien, als sonst. Ich müßte fast sagen, alle Worte, wie etwa Intuition, wären nicht richtig, weil all das Geschehen in diesem Roman mit einem Schlag außerhalb meiner Person real dastand, so voll eigenen Lebens, daß ich gar keine andere Pflicht hatte, denn als teilnehmender Mensch diesem Geschehen aufzeichnend zu folgen ... Von einem gewissen Augenblick an gewannen die Figuren ein diktatorisches Eigenleben und wählten ihren Weg, so daß ich in die glückliche Lage kam, sie gleichsam nur beobachten zu müssen ... Ganz anders stand es bei meinem Roman ‚Barbara', wo ich sozusagen erinnertes Leben unbeweglich vor mir hatte, während ich bei den ‚Geschwistern von Neapel' fast das okkulte Gefühl hatte, ein Leben, das irgendeinmal irgendwo in der Welt bestand, durch eine merkwürdige Übertragung innerlich eingeflüstert zu erhalten, ohne im geringsten eigene Erlebnisse damit zu verflechten."

Eindringlicher kann ein Dichter das Empfangen aus seinem Unbewußten gar nicht schildern; daneben interessiert die Befriedigung, mit der sein Narzißmus feststellt, daß er nicht etwa eigene äußere Erlebnisse abgemalt habe.

Es sei aber gleich an dieser Stelle konstatiert, daß der Inhalt des

---

1) Paul Zsolnay Verlag. Wien, Berlin 1931

2) Gespräch mit Franz Werfel über „Die Geschwister von Neapel", Wr. Sonn- und Montags-Zeitung, 2. Nov. 1931.

Romanes das von Werfel oft behandelte Thema vom harten überstrengen Vater in neuer Variation abhandelt, also auch ohne Annahme okkulter Kräfte ein Auslangen gefunden werden kann.

Wenn aber ein Dichtwerk so ganz vom Unbewußten eingegeben, wie automatisch niedergeschrieben wird, so kann man mehr als sonst darauf gefaßt sein, daß die geschilderten Personen eine innere Maschinerie aufweisen werden, die den echten menschlichen Triebkräften entspricht. Die seelische Dynamik muß auch der entsprechen, die wir Psychoanalytiker in unserem geduldigen Brüten über dem seelischen Triebwerk unserer gesunden oder kranken Analysanden durchschauen gelernt haben.

Eine solche typische Figur ist nun der Vater Domenico Pascarella, die Hauptperson des Romanes; ein Meisterwerk feinster psychologischer Charakterisierung. Der polternde Vater ist eine häufige Figur in Drama und Roman; aber mit welcher Lebendigkeit und Wahrheit bis ins letzte Detail tritt uns dieser grausam strenge Vater hier vor Augen neben seinen sechs erwachsenen Kindern! Der Inhalt des Buches ist „die Tragik, die in der Furcht und Liebe liegt, die diese sieben Menschen aneinanderbindet." Dieser Vater ist ein eitler, selbstsicherer Autokrat in seinem Hause, dem die Mutter längst weggestorben ist. Unzärtlich, hart, jähzornig und geizig, ist der meist düster-schweigsame Mann geradezu ein Gefängniswärter über seine Kinder, denn seine Pedanterie und Sittenstrenge verbieten fast jeden Ausgang, seine leicht paranoische Einstellung gegen die Umwelt isoliert die ganze Familie.[1] Alle Initiative des Lebens ist ihm vorbehalten, alles Moderne, alles Künstlerische oder Denkerische ist den Kindern versagt, alle persönlichen Triebe wurden frühzeitig beschnitten. Denn die Zeit ist voll sündhafter Gefahren, die den Eigentümer der Kinder beängstigen. Kein Wunder, daß die Kinder, in deren individueller Schilderung der Dichter die Folgen der Einschüchterung des gebrochenen Willens neben der leidensfreudigen Liebesgefesseltheit an den Vater variiert, unserer Teilnahme, unserer Rührung und Liebe teilhaftig werden.

Das Schicksal, das diese Familie im Verlauf des Romanes durchmacht, ist nur die Folge des Wirkens dieses teuflischen Ungetüms von einem Vater, der dem Leben scheu und naiv gegenübersteht und ohne Menschenkenntnis dann ein Opfer von Menschen wird, denen er nie Interesse entgegenbringen konnte, so egozentrisch, so blind lebte er dahin. Erst allmählich

---

1) Jeder Zoll ein analsadistischer Charakter.

läßt der Dichter versöhnlich durchscheinen, daß hinter der rauhen Außenseite dieses Nur-Vaters ein nur seinen Kindern lebender und — da er sie verlieren soll — nach ihnen brüllender, einsamer Mann lebt, der dann durch das Schicksal grausam zerbrochen und geläutert, seine Schuld einsieht und — wenigstens heimlich — weich wird, seit fünfzig Jahren zum erstenmal wieder weint!

Wer das Werk Franz Werfels kennt, weiß, daß es vom Konflikt zwischen Vater und Sohn nicht loskommt.[1] Man findet darüber Ausführliches in der Arbeit von K. T. Wais „Das Vater-Sohn-Motiv" und in der aufklärenden Besprechung dieser Arbeit durch Storfer in der „Psychoanalytischen Bewegung" (1931, Heft 5), unter dem Titel „Der Ödipuskomplex bei Werfel und bei Wassermann".

Aber nicht diese ewige Wiederkehr eines Komplexes bei einem Dichter oder dessen persönlicher Ursprung soll uns hier beschäftigen, sondern ich will darauf hinweisen, daß Werfels Werk eine Tendenz aufzeigt, die man geradezu als — Erziehung der Väter bezeichnen könnte. Allerdings merkt man den Werken Werfels und auch diesem neuesten keine tendenziöse Absicht an, was wieder ihren hohen künstlerischen Wert bedeutet. Denn was Goethe einst zu Eckermann gesagt hat, ist immer wahr: „Liegt im Gegenstande eine sittliche Wirkung, so wird sie auch hervorgehen, und hätte der Dichter weiter nichts im Auge als seines Gegenstandes wirksame und kunstgemäße Behandlung."

Diese Tendenz, unbewußte Tendenz, der Werke unseres Dichters sehen wir in der Aufdeckung der Schädlichkeit solcher harter, liebloser, geiziger und pedantischer Erzieher. Werfel zeigt nicht, wie man erziehen soll, sondern wie man nicht erziehen soll. Man erinnert sich der übertriebenen und viel gröberen Schilderung eines solchen Vaters in „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig", eines entsetzlichen Unmenschen.

Ist das Gesamtbild hier in „Die Geschwister von Neapel" auch ein gemildertes, der Ausgang versöhnlich, so ist doch der Nachweis der unheilvollen Wirkung dieser Art Väter an den Kindern tragisch genug. Alle sind von vornherein eingeschüchtert; selbst daran wird erinnert, daß in der Kindheit darauf gesehen wurde, daß die Kinder nur mit den Händen auf der Decke schliefen. Sie zittern vor dem Vater, ihr Wille ist zerbrochen, zwei von ihnen sind bereit, ihr Leben

---

1) Werfel schreibt sozusagen immer wieder „Märchen vom Stiefvater".

im Kloster zu beschließen. Annunziata, die Älteste ist zur frömmlerischen Masochistin abgetötet, die schöne Grazia ist nur dadurch gerettet, daß sie einen Mann lieben lernt: natürlich ist es ein väterlicher mit grauen Haaren. Sie ist die einzige, die wenigstens eine zeitlang den Vater zu hassen wagt; um dann umsomehr in Schuldgefühle zu verfallen. Allen hat der Alte die Ausbildung ihrer reichen Talente unterbunden.

Erschütternd ist, wie der Älteste, der Tiefste, der am wenigsten verstanden wurde, doch am Vater leidet, sich fügt und zum Schluß bescheiden als Beamter unterkriecht. Der schöne Lauro, auf den Tiere immer faszinierend gewirkt haben, der sie auch in Ton zu bilden verstünde, — er geht an einem Schlangenbiß in Brasilien zugrunde; eine tiefere Symbolik vielleicht, nur dem Psychoanalytiker verständlich. Nur die beiden Jüngsten, von denen der Sohn die Eitelkeit, die Tochter den Trotz geerbt haben, scheinen halbwegs heil aus der Abhängigkeit von diesem Vater loszukommen.

Nicht kalte Strenge und eingebildetes Besserwissen, nicht Geiz und Pedanterie und Ablehnung alles Neuen, nicht Abschließen und Unterdrücken, nicht Gegentrotz und Prügel sind die rechten Erziehungsmittel, nicht humorlose Düsterkeit; sondern Liebe, Aussprache und Verstehenwollen, Güte und Verzeihen. Der Erzieher muß einer Art von Demut fähig sein, der Duldung von vielleicht ihm selbst Fremdem. In jedem Kinde kann auch etwas Anonymes auftauchen. Talente müssen gepflegt, nicht unterdrückt werden. Liebe und Güte sind, wie feuchte Wärme, das Prinzip des Lebens, nicht in Kälte und Trockenheit gedeiht ein Lebendiges.

Wir freuen uns, hier feststellen zu können, daß die Tendenz von Werfels Werk mit den Erziehungsgrundsätzen der Psychoanalyse ganz übereinstimmt, wie sie vor allem aus dem hervorragenden Buch von Aichhorn „Verwahrloste Jugend" sich ergeben, und wie sie von der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" propagiert werden, in deren Sammelnummer „Strafen" ich gegen die übermäßige Härte, den Geiz, die Pedanterie, Gewalt und Düsterkeit in der Erziehung aufgetreten bin (1931, Heft 8/9). So heißt es auch in dem grundlegenden Büchlein von Anna Freud „Einführung in die Psychoanalyse für Pädagogen" an einer Stelle: „Der Analytiker ... nimmt sich vor, zumindest für seine Person nicht mitzutun, seine Kinder lieber frei, als so erzogen aufwachsen zu lassen und lieber etwas Ungezügeltheit im Endergebnis zu riskieren, statt ihnen von vornherein eine solche Verkrüppelung der Persönlichkeit aufzuzwingen".

Freilich ist das Ziel der Ärzte und Pädagogen ein anderes, als das eines Dichters; wir wollen nivellieren, um keine Neurotiker, keine Gehemmten und keine Unglücklichen heranzubilden. Am Ende verhindern wir durch unser Nivellieren die Entstehung von hervorragenden Produzierenden? Sind wir auch über das Wesen der Begabung im Unklaren, so sagt uns doch ein Ahnen, daß intensive Eindrücke der Jugendzeit, und auch unglückliche, verinnerlichen können, jenem Träumen Kräfte zuführen mögen, das dann zur Produktion drängt. Hier ist vielleicht ein Widerspruch zwischen der Gesundheit und dem Glück einer möglichst großen Anzahl, — und dem Werden eines Starken oder Großen!?

Ich glaube aber, wir können uns darauf verlassen, daß so große „Radioaktivitäten" wie die des Domenico Pascarella nicht aussterben werden, sei es unter den lebenden Vätern, sei es unter den dargestellten Gestalten echter Dichter.

Große Begabungen werden sich immer durchsetzen, auf schwächere verzichten wir gerne.

Ceterum censeo: Väter, seid nicht wie Werfels Väter!

Arthur Schnitzler und die Psychoanalyse

Arthur Schnitzlers Tod hat manchem Nekrolog Gelegenheit geboten, eine geistige Verwandtschaft zwischen der Psychoanalyse und des Wener Dichters Menschendarstellung hervorzuheben. So schrieb u. a. Hugo Kubeck in der „Deutschen Tageszeitung“ (Berlin): „Schnitzler war ein geistiger Nachbar Sigmund Freuds, des Schöpfers der problematischen Psychoanalyse . . . Schnitzler, der Arzt, war als Seelenanalytiker durchaus Naturforscher, den mystische Untergründe des Lebens mehr reizten als metaphysische beunruhigten.“ — Und in der „Frankfurter Zeitung“ schrieb Bernhard Diebold: „Ibsen hielt Gerichtstag mit der Menschheit ab. Schnitzler feierte Versöhnungsfeste mit dem Leid, mit der Schwäche, dem Tod. Ibsen forderte Moral für die Seele. Schnitzler rechtfertigte die Seele für ihre moralische Schwäche. Der Mediziner begreift die Schwäche besser als die Stärke. Die Psychoanalyse fordert nicht. Sie versteht alles und verzeiht alles.“ — Allerdings, wenn Ludwig Bauer im „Tagebuch“ (Nr. 44 vom 31. Okt. 1931) u. a. schreibt: „Für ihn den Voltaireaner, den alten Arzt, den dichterischen Anreger der Psychoanalyse wartete kein Jenseits . . .“ — so muss eine anachronistische Verschiebung ohneweiters als solche erkennbar sein: im selben Jahre 1893, da Schnitzlers erstes Buch, der „Anatol“ erschien, wurde auch die erste Hysteriestudie des um 6 Jahre älteren Schöpfers der Psychoanalyse veröffentlicht: Schon vorher hatte übrigens Schnitzler als Referent einer in Wien erscheinenden medizinischen Zeitschrift die Freudschen Übersetzungen der Schriften Bernheims und der Vorträge Charcots besprochen.

Von psychoanalytischer Seite ist die intuitive Tiefenpsychologie Schnitzlers schon früh als solche erkannt und gewürdigt worden. Theodor Reik hat 1913 im Verlag von J. C. C. Bruns (Minden) eine eingehende Monographie unter dem Titel „Arthur Schnitzler als Psycholog“ veröffentlicht. Er behandelt dort u. a. das Problem des Todes bei Schnitzler, die Formen des Inzestmotivs in seinen Werken, die Schilderung der Eifersucht, die Bedeutung der Träume in den erzählenden und dramatischen Werken des Dichters. Man vgl. auch im Jahrgang 1913 der „Imago“ das Kapitel von Reik: „Die Allmacht der Gedanken bei Arthur Schnitzler“ (S. 319 ff) und einen Beitrag von Hanns Sachs: „Die Motivgestaltung bei Schnitzler“ (S. 302 ff). Neuerdings hat Leo Kaplan in seinem „Versuch einer Psychologie der Kunst“ (Baden-Baden 1931) die Analyse des Schnitzlerschen Dramas „Das weite Land“ einem Kapitel zugrunde gelegt.

Freud selbst hat übrigens Schnitzler oft als dichterischen Zeugen angerufen. So weist er z. B. in der Dora-Analyse (Ges. Schriften VIII, 43) darauf hin, daß Schnitzler („ein Dichter, der allerdings auch Arzt ist“) das

Phänomen des sekundären Krankheitsgewinnes (im „Paracelsus") richtig erkannt hat. In seinen „Beiträgen zur Psychologie des Liebeslebens" (im Kapitel über das „Tabu der Virginität", Ges. Schr. V, 229) erwähnt Freud eine „meisterhaft knappe Erzählung" von Schnitzler („Das Schicksal des Freiherrn v. Leisenbogh"), in welcher der verunglückte Liebhaber einer Schauspielerin gleichsam eine neue Virginität verschafft, indem er den Todesfluch über den Mann ausspricht, der sie zuerst nach ihm besitzen wird.

Schnitzler-Worte

„Bleiben uns selbst von den ersten Stunden unseres Daseins verwischte Erinnerungen zurück, die wir nicht mehr deuten können, und die doch nicht spurlos verschwinden? . . . Und wenn der erste Blick der Mutter uns mit unendlicher Liebe empfängt, schimmert es nicht in den blauen Kinderaugen süß und unvergeßlich wieder? — Wenn aber dieser erste Blick ein Blick der Verzweiflung und des Hasses ist, glüht er nicht mit zerstörender Macht in jene Kinderseele hinein, die ja tausenderlei Eindrücke aufnimmt, lange bevor sie dieselben zu enträtseln vermag?" („Der Sohn")

„Nicht was geschieht, was dir geschehen könnte, ist dein Schicksal." („Der Schleier der Beatrice", erster Entwurf)

„Wir versuchen wohl, Ordnung in uns zu schaffen, so gut es geht, aber diese Ordnung ist doch nur etwas Künstliches. Das Natürliche . . . ist das Chaos." („Der Weg ins Freie")

„Doch Träume sind Begierden ohne Mut,
sind freche Wünsche, die das Licht des Tags
zurückjagt in die Winkel unsrer Seele,
daraus sie erst bei Nacht zu kriechen wagen." („Der Schleier der Beatrice")

„Es scheint, das Leid, mein Kind, das Euch bedrückt,
ist so durchtränkt von einem jungen Glück,
daß Ihr nicht um die Welt es missen möchtet." („Paracelsus")

„Was immer Sie getan, was immer Sie erlitten, ausgesprochen hatte es keine Schrecken mehr. Nur das Geheimnis ist der Abgrund, über den kein Ruf hinüberdringt." („Ruf des Lebens")

„Aber lieber Freund, das Verstehen hilft ja garnichts. Das Verstehen ist ein Sport wie ein anderer. Ein sehr vornehmer Sport und ein sehr kostspieliger. Man kann seine ganze Seele darauf verschwenden und als ein armer Teufel dastehen. Aber mit unseren Gefühlen hat das Verstehen nicht das geringste zu tun — beinahe so wenig, wie mit unseren Handlungen." („Der Weg ins Freie")

Die Auferstehung des Narren

Von

René Fülöp-Miller

Copyright by Paul Zsolnay Verlag, Berlin—Wien

Unter dem Titel „Die Phantasiemaschine — Eine Saga der Gewinnsucht" veröffentlicht jetzt Fülöp-Miller (im Verlag Paul Zsolnay) eine Studie zur psychologischen und soziologischen Analyse der Filmindustrie. An Reportagen über Hollywood ist in den letzten Jahren viel geboten worden. Der Wahrheitsgehalt all dieser Berichte wird mit Recht ziemlich gering eingeschätzt, denn selbst der gewissenhafte Berichterstatter sieht sich bei diesem erst wenige Jahrzehnte alten Medium bereits einer dicken geologischen Schuttschichte von Gerüchten, Fälschungen, Anekdoten gegenübergestellt, und Legenden wuchern selbst im hellsten Jupiterlampenlicht rapid auf. Fülöp-Miller legt nun nicht auf die Vermehrung der Reportagen Gewicht, auf ein Anhäufen von Daten und Anekdoten, sondern versucht, auf Grund der Tatbestände Gericht über das ganze Phänomen der „Phantasiemaschine" abzuhalten. Seines Verdiktes Tenor verrät schon der Untertitel des Buches: Gewinnsucht ist in seinen Augen die treibende Kraft der Hollywooder Leistungen. Schon die ersten Kritiken machen Fülöp-Miller den Vorwurf, daß er einerseits vor lauter Hollywooder Geldmachern den Film in seiner Bedeutung für den seelischen Haushalt der Menschheit nicht sieht, andererseits, daß er, das Amerikanische verallgemeinernd, dem deutschen, französischen und russischen Film unrecht tut, und schließlich, daß er das Motiv der Gewinnsucht im Falle der Filmindustrie so entdeckt und sieht, als ob es für das sonstige Wirtschaftsleben minder maßgebend wäre. Für Fülöp-Miller ist der Nachweis der dominierenden Rolle der Erwerbsgier von prinzipieller Wichtigkeit, wie aus den ersten Sätzen seines Buches hervorgeht: „Seit langem sind psychologische Analytiker aller Schulen eifrig bemüht, die religiösen, sozialen und sexuellen Komponenten der menschlichen Seele zu durchforschen; hierbei wird zumeist außer Acht gelassen, daß den Menschen nicht bloß Gläubigkeit, Liebeslust oder Klassenkampf erschüttern, sondern nicht minder auch die Erwerbsgier. Die Überzeugung, daß eine vorurteilslose Betrachtung des Geschäftes wesentliche Einblicke in das Getriebe der Menschennatur eröffnet, hat den Verfasser dazu veranlaßt, sich mit der Filmindustrie als systematischer Erscheinungsform des modernen Geldmachens aufmerksamer zu befassen."

Wenn auch die Hervorhebung der „Erwerbsgier" den Eindruck begünstigt, daß es dem Verfasser besonders auch darum zu tun war, der Libido im psychoanalytischen Sinne ein anderes Motiv als ebenso primär gegenüberzustellen, wollen wir — da wir bekennen müssen, daß die psychoanalytische Literatur den Phänomenen des Films und der Filmerfolge bisher viel zu wenig Beachtung entgegengebracht hat — mit Genehmigung des Verfassers und des Verlags hier einige Abschnitte des Buches wiedergeben. Wir wählten einige Abschnitte aus den Kapiteln, die sich mit dem Humor im Film beschäftigen. Schon aus dem Umstande, daß wir einzelne nicht unmittelbar zusammenhängende Abschnitte gewählt haben, folgt, daß wir den, der zu Fülöp-Millers Deutungen Stellung nehmen will, auf die Lektüre des ganzen Buches selbst verweisen müssen. Welche Lektüre umso eher empfohlen werden kann, als sie — ungeachtet der Richtig-

keit oder Unrichtigkeit der Deutungen — den Leser unbedingt esseln muß, weil er hier dem forschem Versuch begegnet, Allgemeinmenschliches-Unzeitliches im Hohlspiegel des Allzuheutigen-Nochunhistorischen einzufangen. Der Psychoanalyse ist jedenfalls manche Frage zur Lösung gestellt.

St.

. . . Schon bei der Konfektionierung der Wunschträume war es nicht leicht gewesen, die allen Menschen gemeinsamen Grundmaße festzustellen und zur Basis einer wirklich absatzfähigen Erzeugung zu machen. Aber dort wußte man doch noch wenigstens einigermaßen, von welchen Voraussetzungen man ausgehen konnte: Wunschträume waren eben Träume von Verbotenem und Unerreichbarem, und so mußte sich alles, was der Masse durch puritanische Sittsamkeit, Moral, Gesetz und Zivilisation verboten oder infolge der Ungleichheit der Güterverteilung nicht erreichbar war, für die Zwecke dieser Industrie eignen.

Erotik, Besitzstreben, Rachsucht, Grausamkeit, Abenteuerlust, das waren Instinkte, die jeder gerne befriedigt hätte, weshalb ihre bildliche Darstellung unbedingt der Mehrzahl der Kinobesucher Freude bereiten mußte. Es gab so viele erfolglose, feige, unbeachtete, arme Männer und Frauen auf der Welt, daß jede Szene, die einen Feigling und armen Knirps zum Sieger und Millionär, ein unbeachtetes Bürofräulein zur Braut eines reichen jungen Mannes machte, des Erfolges bei den Massen sicher war. Es galt also bloß, solche Darstellungen in allgemeinverständlicher Form in die Welt hinauszuschicken, und das Geschäft konnte nicht ausbleiben.

Bei der Konfektionierung des Lachens aber fehlte es an solchen gegebenen Größen; der gemeinsame Nenner der Zwerchfellerschütterung mußte erst mühsam herausgefunden, der richtige Stoff, dessen man bedurfte, um die Menge mit Sicherheit zum Lachen zu bringen, gleichsam von neuem aus seinen Elementen synthetisch hergestellt werden.

*

. . . Der komische Film fordert von seinem Publikum zwar die Fähigkeit zu einer höheren und überlegenen Geisteshaltung, aber er stellt damit doch keinen Anspruch, der gegen das Geschäftsprinzip der Produzenten, sich stets der niedrigsten Fassungskraft der Zuschauer anzupassen, irgendwie verstieße. Denn das Lachen gehört zu den primitivsten menschlichen Fähigkeiten und bildet bereits eine der ersten Lebensäußerungen des Säuglings. Wenn die Legende von Zoroaster berichtet, er habe schon bei seiner Geburt gelacht, so ist damit also nichts Wunderbares gesagt, denn nicht nur die Kinderpsychologie, sondern jede Mutter und jede Amme weiß, daß das gesunde Kind schon in den ersten vierzig Tagen seines Erdendaseins zu einem un-

zweideutig erkennbaren Lachen befähigt ist. Ja, es läßt sich bereits sehr früh ein bewußtes Scherzverständnis des Neugeborenen feststellen, und es zeigt sich, daß dieses imstande ist, zwischen einer ernst gemeinten und einer scherzhaften Handlung zu unterscheiden, den vorgetäuschten Ernst im Spiel zu durchschauen und darauf mit Äußerungen der Heiterkeit zu reagieren. In diesem Erfassen der „Scherzsituation" beweist also bereits das Kind eine geistige Überlegenheit, die auch von deutlichen Äußerungen eines Lustgefühls begleitet wird.

*

. . .Torheiten, Grillen, Gewohnheiten haben sich gleich Kobolden im Menschen eingenistet und bringen sein erhabenes Streben, sein vernünftiges Beginnen immer wieder zu Fall. Wo das Leben beständig Aufmerksamkeit und Geschmeidigkeit des Geistes fordert, schieben sich die Mechanismen der sinnlosen Natur vor: Zerstreutheit, Vergeßlichkeit, Irrtum. Sie lassen den Menschen sagen, was er verschweigen wollte, und tun, was er zu vermeiden bestrebt gewesen. Wie wichtig diese kleinen „Fehlhandlungen" für das wahre Verständnis der menschlichen Psyche werden können, das hat uns Sigmund Freud gelehrt. Für die Psychoanalyse ist jede Zerstreutheit, Vergeßlichkeit oder Ungeschicklichkeit das Symptom eines unbewußten Gegenwillens, der aus ganz bestimmten, der handelnden Person selbst nicht bewußten Gründen gerade das zu verhindern sucht, was der Wille anzustreben scheint. In überaus geistvoller Weise hat Freud ja auch nachgewiesen, warum bei solchen unbewußten Hemmungen so oft eine „Verschiebung auf das Kleinste" stattfindet, warum sich der Gegenwille gerade in scheinbar belanglosen „Fehlhandlungen" zu äußern pflegt.

Im Lichte dieser psychologischen Erkenntnisse gewinnen die charakteristischen Züge der Ungeschicklichkeit und Torheit, mit denen Chaplin die von ihm geschaffene Gestalt ausgestattet hat, eine ganz besondere Bedeutsamkeit, indem sie hinter den offen zur Schau getragenen Absichten des bewußten Willens jeweils auch die Tendenzen des Unterbewußtseins offenbaren.

Immer macht Chaplin die heroischesten Anstrengungen, um seine Würde zu bewahren, und immer springen alte Gewohnheiten, die in allen seinen Gliedern auf der Lauer liegen, federartig hervor und vereiteln seine Absicht, oder aber ein heimlicher Gegenwille schiebt sich ein und führt zu einer scheinbar sinnwidrigen, im Grunde jedoch durchaus zielgerichteten Fehlhandlung. Was helfen dem reichgewordenen Goldgräber Charlie die kostbaren Pelze und die vielen Banknoten in seiner Brieftasche? Die Gewohnheit entlarvt ja doch seine frühere Armut, indem sie ihn zwingt, sich automatisch nach dem weggeworfenen Zigarrenstummel zu bücken. Und was

nützt es, daß er, aus einer Prügelei in ein Musikzimmer geraten, sich sogleich andächtig dem künstlerischen Genuß hingeben möchte — sein Körper gehorcht nicht seinem Willen, sondern den unterbewußt weiterwirkenden Aggressionstrieben, und so stößt sein Fuß noch immer durch die Portière nach dem verhaßten Feind, während seine Augen bereits in weihevoller Ergriffenheit strahlen. Was das Gesicht beschwört, verleugnet so die Kehrseite, und das geistige Prinzip im Menschen wird durch den Mechanismus des Körpers veräfft, desavouiert und herabgewürdigt. Immer wieder verkehrt sich solcherart das Erhabene in das Niedrige, das Ernste in das Lächerliche, immer wieder wird unser Blick auf Kleines gelenkt, während es sich doch um Großes handeln sollte.

*

. . .War der Narr im Mittelalter das Negativ der himmlischen und irdischen Herrschertugenden, in der Renaissance der Gegenspieler der heroischen „Hauptakteure“ gewesen, so hatte er im Zeitalter der Bourgeoisie den Inbegriff verunglückter und verkehrter bürgerlicher Würde zu repräsentieren.

Beständigkeit, gesicherter Besitz, Ordnung in Verhältnissen und Kleidern, dies galt in der modernen angelsächsischen Demokratie als Hauptmerkmal vorbildlicher Lebenshaltung; der Narr trat daher im schroffsten Gegensatz hierzu als Vagabund und besitzloser Lump in die Erscheinung. Des Bürgers Dasein war geschäftig, immer von Zwecken bestimmt und von nützlicher Tätigkeit erfüllt; der Narr lebte ohne Ziel, ohne Ordnung unnütz dahin. Behäbig und sicher schritt der Bürger seines Weges, ängstlich stolpernd, ungeschickt und hilflos der Narr. War der Bürger von allen Seiten umhegt und vor den Tücken der Natur wie der Menschen geschützt, so blieb der Narr allen Unbilden der Welt wehrlos ausgeliefert. Der Bürger war gewohnt, in seinen Unternehmungen Erfolg zu haben, und dies verlieh ihm Selbstbewußtsein; dem Narren mißglückte, was immer er anpackte — so konnte er es höchstens zu einer lächerlichen, unangemessenen Gravität bringen.

Daher mußte auch der Narr, die ewige Verkehrung des Vollkommenheitsideals, seine äußere Erscheinung demgemäß verändern. Aus der Heldengestalt von einst war der vollendete Gentleman geworden, der beherrschte, allen Situationen überlegene, adrett gekleidete Herr, der ein gut sitzendes Jackett, spiegelblankes Schuhwerk, einen sauberen Hut und einen eleganten Spazierstock trug. Dementsprechend legte sein Widerpart eine Tracht an, die das genaue Gegenteil aller dieser Insignien der Gentlemanwürde bildete. An die Stelle des buntscheckigen Kleides und der Schellenkappe, die einst mit dem Purpur und der Krone des Königs korrespondiert hatten, trat nunmehr

ein zerknülltes, schlecht sitzendes Jackett und ein verbeulter Hut; das Narrenzepter wurde durch ein lächerliches Spazierstöckchen ersetzt.

Maske und Haltung Charlie Chaplins sind somit aus einem sehr feinen Gefühl für die Kehrseite der Bürgerlichkeit hervorgegangen, und deshalb konnte die von ihm geschaffene Gestalt zum allenthalben verstandenen Symbol für die Lächerlichkeit unserer so würdevollen Welt werden. Er selbst hat ja gesagt, das Wesen seiner Komik bestehe darin, verunglückte Würde zur Schau zur tragen, einen Menschen zu zeigen, der in peinliche und lächerliche Situationen gerät und trotzdem mit allen Mitteln versucht, seine Würde unvermindert aufrechtzuerhalten. Deshalb gehe, in welch schlimmer Lage er auch immer sich befinde, sein hauptsächlichstes Bemühen darauf aus, sofort seinen Stock zu erwischen, seinen Hut zurechtzusetzen und seine Krawatte in Ordnung zu bringen.

Schon in einem seiner frühen Filme hat Chaplin einmal einen armen Landstreicher dargestellt, der in ein elegantes Restaurant geraten ist und nun in dem Bestreben, den Gentleman zu markieren, verzweifelt die schäbigen Manschetten herunterzieht, den verbeulten Hut glättet und die durchlöcherten Schuhe unter dem Tisch verbirgt. In seinen späteren, weltberühmt gewordenen Werken hat er dann immer wieder ähnliche Situationen gestaltet; so etwa, wenn er gravitätisch seine fingerlosen Handschuhe abstreift, um aus der alten Sardinenbüchse den besten Zigarettenstummel auszuwählen, oder wenn er sich gegen die offenkundige Geringschätzung, die ihm der Diener des Millionärs entgegenbringt, durch betonte Selbstsicherheit zu wappnen sucht.

Zwanzig Millionen Menschen nehmen Anteil an den Schicksalen dieser Gestalt, in der sie dunkel eine symbolische Darstellung ihrer eigenen Schwächen, ihrer eigenen verunglückten Würde, ihres eigenen tragikomischen Daseins empfinden. Chaplin vermittelt ihnen von neuem jene Erkenntnis, die früheren Zeiten stets lebendig gegenwärtig gewesen ist, die Erkenntnis von der Unzulänglichkeit aller irdischen Größe, von den närrischen Hintergründen jeglichen Menschentums und von dem ewigen Kampf, den unser Streben nach Würde und Macht gegen die Verkehrtheit in uns selbst und um uns zu kämpfen hat.

Der tragische Narr ist in Chaplin wieder auferstanden, und die Trauer, die sich so oft auf seinem Antlitz spiegelt, mag nichts anderes sein als die Trauer der Kreatur über ihre Verstoßung aus einer paradiesischen Vollkommenheit, zu der sie am Ende der Dinge selig zurückzukehren hofft.

Über ein Kalbshaar

Von

Dow Stock

Jerusalem

In seiner interessanten Studie „Gebetmantel und Gebetriemen der Juden" bemüht sich Theodor Reik, aus der bibelexegetischen Literatur irgend eine befriedigende Deutung des Tallith- und Tephillinbrauches zu erbringen, und er muß diesen Exkurs mit dem Geständnis schließen, daß er keine genügende Erklärung zu hören bekam. Umsomehr muß man dem Verfasser dankbar sein, daß er auf einen schmalen, fast unsichtbaren Pfad verweist, der dann den Wanderer wirklich der Lösung des Problems näher bringt. Wieder bewährte sich einmal das psychoanalytische Forschungsmittel, ein abseitiges, kaum bemerktes Detail näher ins Auge zu fassen, um so einen wichtigen Zugang zum verborgenen Sinn zu erschließen.

In einem kaum noch bekannten, mehr als zweihundert Jahre alten Buche eines Geistlichen namens Johannes Lundius findet Reik die Behauptung, der Brauch, ein Ziegenhaar aus der Kopftephilla heraushängen zu lassen, sei „zum Gedächtnis der roten Kuh und baten sie (die Juden) Gott, daß wie die rote Kuh ihre Sünden getragen und von ihrer Unreinigkeit gereinigt, Gott sie auch also von Sünden reinigen sollte". Dieser Behauptung gesellt sich eine zweite, daß man sich bei diesem Haar „des güldenen Kalbes erinnert, so sie (die Juden) in der Wüste angebetet". Hier knüpfen die Ausführungen Reiks an, die dahinzielen, im Gebetmantel und Gebetriemen das Totemtier zu erblicken und den Brauch, diesen Gebetmantel und diese Gebetriemen anzulegen, als eine Identifizierung mit dem Totem-Vater-Gott zu interpretieren.

Gegen diese Ausführungen könnte man einwenden, es sei gewagt auf eine Stelle eines zufällig zu Rate gezogenen Buches, dessen Verfasser es vielleicht an einer unmittelbaren Fühlungnahme mit dem rabbinischen Schrifttum ermangelte, derart verantwortliche Folgerungen bauen zu wollen, besonders nachdem man enttäuscht die autoritativ-wissenschaftlichen Quellen verlassen hat und jetzt erfährt, Lundius habe seine Erklärungen nur vom Hörensagen. Es scheint darum angebracht, die Lundius mündlich — wenn auch von einem Rabbiner — zugekommene Behauptung durch einen ausdrücklichen Beleg aus dem Schrifttum zu erhärten, um etwaigen Einwänden, die Betrachtung Reiks stütze sich auf zweifelhafte Belege, vorzubeugen.

Nun finden wir im Buche Sohar im Namen des vermeintlichen Verfassers, Rabbi Schimeon bar Jochai (Wochenabschnitt Pekudei): „Komm, ich unterweise dich in einem Geheimnis, das nur jenen hohen Heiligen zu verraten sei. Komm siehe, jener Ort, der unreinen Geistes ist, wurde vom Heiligen gepriesen, sei er (= Gott) mit der Macht ausgestattet, manche Seiten der Welt zu beherrschen und er (der unreine Geist) kann auch Unheil stiften und wir haben keine Befugnis ihn geringzuschätzen und wir müssen uns vor ihm in Acht nehmen, auf daß er wider uns keine Klage innerhalb unserer Heiligkeit erhebe und wir besitzen ein Geheimnis, ihm (dem unreinen Geist) einen winzigen Platz innerhalb unserer Heiligkeit einzuräumen . . . da doch seine Macht von der Heiligkeit ausgeht, und wir sollen in das Geheimnis der Tephillin ein Kalbshaar einlegen, das nach außen heraushänge und sichtbar werde. Dieser Haaresfaden verunreinigt nicht, solange er sich nicht einer Gerste gleich zusammenflicht, aber in kleinerem Ausmaße verunreinigt er nicht." Dazu bemerkt Rabbi Hajim Joseph Asulai in seinem Kommentar „Nizoze Oroth" (Lichtfunken) im Namen eines älteren Kommentators: „Daraus ersieht man, daß die heutigen Tephillinschreiber, die einige Haare hineinlegen, in einem Irrtum befangen sind, da es ein einziges Kalbshaar sein müsse." Rabbi Issachar Ber aus Kremenetz bemerkt in seinem Büchlein „Jesch sachar" (Lohn ist vorhanden): „man müsse vorsichtig sein, um nicht viele Haare heraushängen zu lassen".

Wir ersehen daraus, daß es Pflicht des Tephillinschreibers ist, ja nicht den Machtbezirk des unreinen Geistes zu vergrößern, daß er sich in den von Gott festgelegten Grenzen halte. Daß mit diesem unreinen Geist auch das goldene Kalb gemeint ist, leuchtet jedem Kenner der jüdischen Literatur ein. Dies wird auch in einer dem Zitat vorangehenden Stelle recht klar und deutlich hervorgehoben. „Und woher haben wir es, daß es der unreine Geist war?" Es ist geschrieben (Exodus XXXII) „es sündete das Volk eine große Sünde, das ist der unreine Geist, die Urschlange, wie es an vielen Stellen besagt worden ist." Nun bezieht sich der hier dem Buche Exodus entlehnte Satz wirklich auf die biblische Erzählung über die Sünde des goldenen Kalbes. Wir können also den Brauch des Kalbshaares an der Kopftephille dahin deuten, daß man einer Regression des Totemismus, wie sie sich in der Wüste durch das goldene Kalb manifestierte, auf eine besondere Weise vorbeugen wollte. Da man keine Möglichkeit zu sehen schien, den verdrängten Gott, den Totemgott völlig zu verbannen und zu verscheuchen, und mit einem rebellischen

Einbruch in die Domäne des verdrängenden Gottes gerechnet werden mußte, wurde ihm ein Plätzchen innerhalb der Verdrängung angewiesen, wo er sich zwar „austoben“ konnte, aber zugleich der beständigen Kontrolle seines Verdrängers ausgesetzt war. Dieses ist selbstverständlich der Sinn der im Sohar und ähnlichen Quellen dargelegten Interpretation, wiewohl der wirkliche Hergang eine andere Beschreibung zu erfordern scheint. Dieser Hergang ließe sich folgendermaßen konstruieren: Da die Verdrängung zwar in großen Zügen, aber doch nicht ganz gelungen war (in der von Karl Langer verfaßten Schrift über die Tephillin kann man manche interessante Einzelheiten über diese sozusagen Verdrängungstaktik nachlesen), hat man sich mit den ausdrücklich rebellischen, nicht umzuformenden, Rudimenten des Verdrängten abfinden müssen, und man versuchte diese Machtlosigkeit des verdrängenden Bewußtseins, diese dem verdrängenden Bewußtsein aufgezwungene Begrenzung seiner Machtsphäre als eine bewußt gewollte kleine List hinzustellen — ein schließlich allzubekanntes Verfahren.

Wir wissen nun also, daß der unreine Geist, d. h. die alte Macht, welche von der neuen zum unreinen Geist gestempelt wurde, nicht nur das goldene Kalb ist, sondern auch die Urschlange, der bekannte, später kastrierte, Widersacher Gottes. Das will besagen, daß goldenes Kalb und Urschlange identisch sind. Und nun wollen wir in dem zitierten Soharabschnitt weiter lesen und wir stoßen auf folgende Stelle: „Und als Aaron sich reinigen wollte, opferte er ein Kalb, von jener Seite, wo er sich versündigte — — dergleichen ist (Numeri XIX) die rote makellose Kuh“. Es verlohnt sich, ein wenig die Rolle Aarons zu beleuchten, wie sie von den Späteren ausgelegt wurde, die zwar die für sie verblüffende Tatsache in Erinnerung behielten, daß gerade der Hohepriester Jehovas das goldene Kalb aus dem Feuer hervorzauberte, aber sich die größte Mühe gaben, diese Tat als eine im Dienste der Jehovatendenz stehende zu erklären. Diese Ausleger schreiben eben Aaron jenen Trick zu, den Gott mit der vermeintlich gewollten kleinen Konzession an den Totem und der Tephillinschreiber mit seinem Kalbshaar ausführen. Wollten wir diesen Vorgang in eine uns geläufigere Sprachart übersetzen, würden wir die Meinung der Ausleger derart prägen: Als der Priester des verdrängenden Gottes den Durchbruch des verdrängten Totems konstatierte und sich außer Kraft sah, diese Regression einzudämmen, wollte er dessen Macht dadurch brechen, daß er es in den Bezirk der verdrängenden Gottheit einzuverleiben versuchte. Aaron, der das goldene Kalb gegossen hat, also den Totem wiederbelebt, hat die Regression zum Totemkult gefördert. Die Ausleger, denen es soviel um die Rehabilitation Aarons zu tun ist, müßten hier zur Erklärung Zuflucht nehmen, der

kleine Trick habe die festgelegte Grenze überschritten und sei in eine ernste Bedrohung der Gottesmacht ausgeartet, Aaron sei hier also jenem Tephillinschreiber zu vergleichen, der mehrere Kalbshaare in die Phylakterien legte. Und da Aaron diese Regression zum Totemkult gefördert hatte, mußte er seine am verdrängenden Gotte begangene Schuld mit der Opferung des verdrängten Totems, eines Kalbes, sühnen. Nebenbei deutet der Sohar auch die Ähnlichkeit zwischen der am goldenen Kalb durch Moses und die Leviten vollzogenen Strafe und der Verbrennung der roten Kuh an.

Für die totemistische Auffassung des Kalbshaares spricht nicht bloß die aus diesem Soharabschnitt hervorgehende Identität der Urschlange, des goldenen Kalbes und der roten Kuh, sondern auch des dort erwähnten Kamels: „Und Rebeka hub die Augen und gewahrte Isaak und fiel vom Kamel — — dieser Vers ist ein Geheimnis — — die unreine Seite wird nach ihm (dem Kamel) benannt.“ Und auch vom Ochsen ist die Rede: „Und sie verwechselten ihre Ehre mit der Gestalt eines Ochsen. der Kräuter frißt (Psalmen 106) — was ist die Gestalt des Ochsen? Das Kalb“. Diese ganze Totemreihe (Schlange, Kalb, Kuh, Kamel, Ochse) repräsentiert den „unreinen Geist“, den Vorgänger und Widersacher Jehovas. Nachdem dieser Reihe Erwähnung getan wurde, erzählt Rabbi Schimeon bar Jochai den Eingeweihten das Geheimnis der Beschwichtigung des Totemdurchbruchs, der Regression zum gestrigen Gott. Die Vorsichtsmaßregeln, ja nicht mehrere Kalbshaare zu verwenden, ist eine Mahnung, man solle sich vor dem Verdrängten gut in Acht nehmen. Das Beispiel Aarons ist der Höhepunkt dieser Mahnung.

ZUR GESCHICHTE DER PSYCHOANALYSE

Alfred Frh. von Berger:

„Die Dichter hat sie für sich . . .“

Als Beitrag zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung reproduzieren wir hier eine frühe Stimme zur Freudschen Lehre, sicher die früheste ihrer Art und jedenfalls die erste ausführliche Stellungnahme zu Freuds Entdeckungen. Bezeichnenderweise ist es nicht die Stimme eines Gelehrten, sondern die eines Dichters. Der (1912 als Burgtheaterdirektor verstorbene) feinsinnige Wiener Dichter und Kritiker Freiherr von Berger veröffentlichte am 2. Februar 1896 in der Wiener „Morgenpresse“ ein Feuilleton „Chirurgie der Seele“, das die Besprechung der Breuer-Freudschen „Studien über Hysterie“ darstellt. Wir lassen hier den Mittelteil des Feuilletons aus, das den Inhalt des Buches referiert, und geben die Einleitung und die abschließenden Ausführungen wieder.

Wenn ich mir eine rechte Freude vergönnen will, so lese ich Bücher, die mich eigentlich gar nichts angehen, deren Gegenstand und Inhalt weit abliegt von meinem eigenen geistigen Arbeitsfeld. Merkwürdigerweise erntet man aus solchen Büchern oft die besten und fruchtbarsten Anregungen gerade für das eigene Fach. So hat mir ein freundlicher Zufall vergangenen Sommer ein neu erschienenes nervenpathologisches Buch in die Hände gespielt, und seither ist selten ein Tag vergangen, an welchem ich nicht einen Abschnitt oder wenigstens einige Seiten desselben gelesen und wiedergelesen hätte. „Studien über Hysterie“ ist der Titel des Buches; zwei bekannte, allverehrte Wiener Ärzte, Josef Breuer und Sigmund Freud, haben es geschrieben. Die Anziehungskraft, die es andauernd auf mich ausübt, entspringt nicht dem krankhaften Anteil, welchen Laien häufig medizinischen Studien entgegenbringen, noch einem besonderen Interesse für den Gegenstand, sondern meiner künstlerischen Empfänglichkeit, welche sich durch Inhalt und Form dieses Buches in mannigfaltiger Weise angeregt und befriedigt fühlt. Die gelehrten, streng wissenschaftlich gesinnten Verfasser mögen diese Weise,

sich ihr Werk anzueignen, einen wunderlichen Mißbrauch desselben schelten. Ihnen war es augenscheinlich nur darum zu tun, einen verwickelten, dem kranken Nervenleben angehörigen Sachverhalt und ursächlichen Zusammenhang auf das gründlichste zu ermitteln und den ärztlichen Fachgenossen möglichst deutlich und vollständig mitzuteilen, um diesen ein Heilverfahren an die Hand zu geben, durch welches gewisse hysterische Krankheitserscheinungen zum Verschwinden gezwungen werden können. Ein Stück Wahrheit wollten sie geben und Nutzen schaffen, nicht ein schönes Buch schreiben. Wenn trotzdem in ihr Buch viel unbewußte und ungewollte Schönheit hineingeriet, so ist diese gewissermaßen nur ein zufälliges Nebenprodukt, dessen rühmende Betonung sie vielleicht mehr verlegen macht als erfreut. Sagt doch gelegentlich der eine der beiden Forscher: „Es berührt mich selbst noch eigentümlich, daß die Krankengeschichten, die ich schreibe, wie Novellen zu lesen sind, und daß sie sozusagen des ernsten Gepräges der Wissenschaftlichkeit entbehren. Ich muß mich damit trösten, daß für dieses Ergebnis die Natur des Gegenstandes offenbar eher verantwortlich zu machen ist, als meine Vorliebe."

Seltsames Zeichen der Zeit! Während unsere Poesie sich geflissentlich mit dem Anschein der wissenschaftlichen Strenge umgibt und sich mit Jodoform parfumiert, errötet die Wissenschaft, wenn sie sich darüber ertappt, daß sie unwillkürlich der Poesie nahegekommen ist. In der Sache trifft jene Entschuldigung das Richtige. Daß sich die Krankengeschichten beinahe wie Novellen lesen, bewirkt der Gegenstand. Wer Seelisches erforschen und beschreiben will, kann den dichterischen Methoden der Auffassung und Darstellung auch bei strengstem Willen zu kühler, nüchterner Sachlichkeit nicht ganz ausweichen. Doch ist es nicht der Gegenstand allein; noch etwas anderes spielt mit. Viel Weisheit, viel Güte und Gemütstiefe ist in dem Buche, viel psychologischer Scharfsinn, der in der Feinfühligkeit eines allwissenden Herzens wurzelt. Die beiden Forscher haben nur den Gegenstand, den sie ergründen wollen, im Sinne, sie denken nicht daran, wie es selbst der „objektivste" Dichter tut, auch ihre eigene menschliche Persönlichkeit mit hineinzumischen. Doch seelische Vorgänge, in welchen der innerste Nerv einer fremden Persönlichkeit bloß liegt, locken aus jedem, der sich mit ihnen einläßt, er mag es wissen und wollen oder nicht, die eigene Persönlichkeit hervor. Sie verrät sich darin, wie er jene bemerkt, mitempfindet, versteht und auslegt. Darin liegt vielleicht der feinste Reiz des Buches. Man kann sich schwer von ihm trennen, so traurig und häßlich die Gegenstände bisweilen sind, von denen es handelt, weil man beim Lesen immer das Gefühl hat, in allerbester Gesellschaft zu sein, und das Wohlsein atmet, das

ein ganz edler und gebildeter Menschengeist um sich her verbreitet. Eine seltene Freude in unseren Tagen, im Leben und in der Literatur . . .

*

. . . Es grenzt ans Wunderbare, den beiden Ärzten zuzusehen, wie sie . . . eine fremde Seele durchsuchen, um endlich in ihr die bedeutsamen Affektanlässe zu entdecken, deren diese Seele sich selbst aus eigener Kraft nicht zu entsinnen vermag. Treffend vergleichen sie ihr Verfahren, wie sie eine Erinnerungsschichte nach der andern bloßlegen, dem systematischen Ausgraben einer verschütteten Stadt. „Der Mensch ist dem Menschen eine Finsternis", hat Turgenjew gesagt. Diese Finsternis wird in unserem Buch einigermaßen erhellt und durchsichtig gemacht. In den Krankengeschichten sehen wir, wie die Lebenseindrücke und Erinnerungen in der Seele eines Menschen individuell gelagert sind, und die Ahnung erfaßt uns, daß es eines Tages denkbar werden könnte, den Finger in das innerste Geheimnis der individuellen Persönlichkeit zu legen. Das Leben eines Menschen drückt sich in seiner Seele ab und gibt dieser jenen Inhalt, den wir ihren Charakter nennen. Von dieser Biographie, von welcher derjenige, der sie durchlebt hat, so wenig weiß, obwohl er sie im Haupte mit sich trägt und an ihren Nachwirkungen leidet, wickeln die beiden Ärzte wenigstens ein Stückchen heraus, wie ein Band, um den Inhalt desselben in umgekehrter Ordnung, als in welcher er erlebt und gebucht wurde, zu entziffern.

Die ganze Theorie ist eigentlich ein Stück uralter Dichterpsychologie. Bei jeder ersten Entdeckung, welche die Wissenschaft auf dem Gebiet der Seele macht, wird sich zeigen, daß die großen Dichter die Wikinger sind, die lange vor Kolumbus in Amerika waren. Den Grundgedanken unseres Buches hat Shakespeare nicht nur in mannigfaltigen Wendungen ausgesprochen, er hat sogar die seelische Entwicklung und Katastrophe seiner Lady Macbeth auf eine ähnliche Auffassung gegründet. Sie leidet an einer regelrechten Abwehrneurose, dadurch entstanden, daß sie die Affekte des Grauens und der Angst bei Dumans Ermordung und Banquos Erscheinung gewaltsam aus ihrem wachen Bewußtsein verdrängt hat. Darum brechen sie in der anomalen Form des Schlafwandelns aus. Jedenfalls würde ein moderner Arzt die hohnvolle Frage Macbeths, ob er die heftigen Phantasien, die seiner Frau die Ruhe rauben, nicht forttreiben könne, anders beantworten, als der Arzt, den Shakespeare die Lady beobachten läßt. Die Heilung des Orestes, wie Goethe sie darstellt, ist ein Fall einer gelungenen „Katharsiskur", und Ferdinand Kürnberger hat eine Novelle: „Die Last des Schweigens", geschrieben, in welcher ein Mord dadurch entdeckt wird, daß der Täter, ohne Reue zu fühlen, dem innern Zwange erliegt, sagen zu müssen, was er getan hat.

Das urwüchsigste und schönste Beispiel, wie sehr Volk und volkstümliche Poesie zu allen Zeiten das Ausweinen als eine natürliche Notdurft verstanden, deren die schmerzerschütterte Seele bedarf, um gesund zu bleiben, enthält vielleicht die Edda im ersten Gudrunenlied. Tränenlos saß Gudrun bei der verhüllten Leiche des ermordeten Sigurd, „schier zersprungen wär' sie vor Schmerz". Vergebens bemühten sich die Frauen des Hofes, ihre Tränen zu entbinden durch Erzählung der schmerzlichen Schicksale, die sie selbst schon erduldet hatten. Endlich kam auch ihre Schwester. „Wenig wißt ihr, ob weise sonst, das Herz einer jungen Frau zu erheitern", sagte sie zu den Frauen, hob den Schleier von dem Toten und legte sein blutiges Haupt in Gudruns Schoß mit der Aufforderung, ihn zu küssen, wie einst den Lebenden. „Da sank aufs Kissen zurück die Königin, ihr Stirnband riß, rot war die Wange, ein Regenschauer rann in den Schoß . . . und hell aufschrien im Hof die Gänse." Wir wissen nicht, wie die Wissenschaft die Theorien Breuers und Freuds beurteilt. Die Dichter hat sie für sich, und das will nicht wenig sagen. Denn bis jetzt waren Dichter diejenigen, die von den Geheimnissen der Menschenseele das Meiste und Beste gewußt und ausgesagt haben.



PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

Wie die Seele ihren Zorn an unrechten Gegenständen ausläßt, wenn ihr die eigentlichen fehlen

Von

Michel de Montaigne

Das Lesestück, das wir wiedergeben, ist das IV. Kapitel des I. Buches der berühmten „Essays". Wir geben es nach der von Otto Flake und Wilhelm Weigand bei Georg Müller in München 1908 herausgegebenen, überaus sorgfältigen und würdigen deutschen Montaigne-Ausgabe wieder (der die Übertragung von Johann Joachim Bode zu Grunde gelegt ist). Montaignes Werk — und das soll auch das hier gebotene Lesestück erhärten — ist wohl qualifiziert, auf dem Lesepult des Analytikers für Mußestunden bereit zu liegen.

Einer von unseren Edelleuten, welcher gar weidlich von Podagra mitgenommen ward, pflegte, wenn die Ärzte ihm sehr ernsthaft anrieten, sich alles Geräucherten und Gesalzenen zu enthalten, sehr spaßhaft zu antworten: er müsse etwas haben, woran er seinen Unmut über die schmerzhaften Anfälle der Krankheit auslassen könne, und wann er so zuweilen über die Mettwurst, zuweilen über geräucherte Zungen oder Schinken tobe, lärme und fluche, so fühle er doch einige Erleichterung! Spaß aber beiseite! Wenn wir unseren Arm zum Schlagen aufheben und doch auf nichts treffen, sondern nur in den Wind schlagen, so tut er uns selbst weh; und um eine schöne Aussicht recht angenehm zu machen, muß sie nicht ohne Grenzen in die leere Luft hinausgehen, sondern muß in erreichbarer Ferne Gegenstände haben, worauf das Auge ruhen kann.

„Wie der Wind in freier Luft seine Kraft verschwendet,
Wofern nicht dicke Stämme der Wälder ihm widerstehen."

Lucanus III, (362)

Ebenso scheint es, daß eine in Bewegung und Erschütterung gesetzte Seele sich in sich selbst verliere, wenn man ihr keinen Gegenstand der Beschäftigung gibt. Sie muß immer etwas haben, woran sie ihre Kräfte übt. Plutarch sagt, bei Gelegenheit solcher Personen, welche die kleinsten Affen

und Hunde so gut leiden mögen, daß der verliebte Teil in uns, wenn er keinen echten Gegenstand fände, an den er sich anschließen könne, sich lieber einen unechten, nichtsbedeutenden unterschiebe, als ganz müßig zu bleiben. Wir sehen auch, daß die Seele in ihren Leidenschaften sich lieber selbst täuscht und sich, gegen ihre eigene Überzeugung sogar, eine Puppe nach kindischen Grillen putzt und schmückt, als ganz müßig und ohne alle Tätigkeit zu bleiben. So werden die Tiere von ihrer Wut getrieben, in die Steine und in das Eisen zu beißen, von denen sie eine Wunde empfangen haben, und rächen dergestalt mit grimmigem Eifer an sich selbst den Schmerz, den sie fühlen.

„So der pannonische Bär; ergrimmt noch über die gefühlte Verletzung, die ihm der libysche Wurfspieß, am schlanken Riemen geschleudert, versetzt, wälzt er sich mit der empfangenen Wunde, schüttelt wütend das widerhakende Eisen und leckt wider den Schaft, der unablässig ihm folgt." (Lucanus VI, 220)

Was für Ursachen erfinden wir nicht für die Unglücksfälle, die uns begegnen? Wie greifen wir rechts und links, um etwas zu finden, woran wir unsern Unmut auslassen können! Du zerreißt deine blonden Locken und zerschlägst grausam und voll heftiger Betrübnis deine weiße Brust, aber nicht sie, sondern ein unglückseliges Blei hat deinen geliebten Bruder aus der Welt gerafft! Suche die Schuld anderwärts. Livius sagt, da er von dem Verlust der beiden Brüder, jener großen Feldherrn des römischen Heeres in Spanien, redet: „Alle fingen plötzlich an zu weinen und sich die Haare auszuraufen", das ist die gemeine Weise. Und der Philosoph Bion sagt im Scherz von dem König, der vor Betrübnis sich den Bart ausraufte: „Glaubt dieser denn, daß die Schäbe die Traurigkeit lindert?" Wer hat nicht Karten mit den Zähnen zerreißen, Würfel durch die Gurgel würgen sehn, um den Verlust des Geldes zu rächen? Xerxes ließ das Meer stäupen und schrieb einen Ausforderungsbrief an den Berg Athos; und Cyrus hielt sein Heer verschiedene Tage damit auf, sich an dem Flusse Gyndus zu rächen, wegen der Furcht, die er gehabt hatte, als er hinübersetzte; und Caligula zerstörte ein sehr schönes Haus, wegen des Vergnügens, das seine Mutter darin genossen hatte.

In meiner Jugend ging die Volkssage: Ein benachbarter König, über welchen Gott eine Strafgeißel verhängt, habe geschworen, sich an ihm zu rächen und ein Gebot ausgehen lassen, man solle während zehn Jahren nicht zu ihm beten, nicht von ihm sprechen, noch, so viel von seiner Gewalt abhinge, an ihn glauben. Hierdurch wollte man nicht sowohl die Dummheit als die natürliche Großprahlerei der Nation darlegen, von welcher das Märchen erzählt ward. Diese zwei Gebrechen sind immer beisammen. Dergleichen

Handlungen entspringen, die Wahrheit zu sagen, ein wenig mehr noch aus überschnapptem, als aus blödem Verstande.

Als der Kaiser Augustus einen Sturm zur See erlitten hatte, kündigte er dem Gott Neptun Fehde an, und bei den Aufzügen der Kampfzüge ließ er sein Bild aus der Ordnung wegnehmen, wohin es unter den anderen Göttern gehörte, um ihn seine Rache fühlen zu lassen. Wofür er noch weniger zu entschuldigen ist als die Vorigen und weniger, als er es nachher war, da er, nachdem er eine Schlacht unter Quintilius Varus gegen die Deutschen verloren hatte, vor Zorn und Verzweiflung mit dem Kopf an die Wand rannte, und dabei ausrief: Varus, schaff mir meine Legionen wieder! Denn jene Handlungen übertreffen alle Narrheit, um so mehr weil sich noch Gottlosigkeit hinzu mischt; sie wollen an Gott selbst oder am Glück ihr Mütlein kühlen, gleichsam als ob das Schicksal Ohren hätte, die wir mit unseren Fäusten erreichen könnten. So ungefähr wie die Thracier, welche, wenn es donnert und blitzt, mit einer titanischen Wut nach dem Himmel zu schießen beginnen, um Gott durch ihre Pfeile auf bessere Gedanken zu bringen. Aber wie der alte Dichter bei Plutarch singt:

Was zürnst du mit der Götterschar?
All deine Wut kränkt ihnen nie ein Haar!

Indessen können wir die Ausschweifungen unseres Geistes nie genug schelten und schimpfen.

DAS ECHO DER PSYCHOANALYSE

Ein Symposion zu Freuds „Unbehagen in der Kultur"

(Wach-Kronfeld-Jolowicz-Heimann-Horney-Driesch)

Das „Institut für Geschichte der Medizin" an der Universität Leipzig hat im Wintersemester 1930/31 unter der Leitung von Prof. Dr. Henry E. Sigerist und in Arbeitsgemeinschaft mit der „Psychotherapeutischen Gesellschaft für Mitteldeutschland" eine auf sechs Abende verteilte Diskussion über Sigmund Freuds jüngste Schrift, „Das Unbehagen in der Kultur" veranstaltet. Der Diskussionsstoff war — in loser Anordnung der Disposition des Freudschen Buches folgend — in sechs Komplexe eingeteilt, für jeden wurde ein anderer Referent bestellt. Die einleitenden Referate der sechs Diskussionsabende sind soeben in Buchform erschienen: unter dem Titel „Das Problem der Kultur und die ärztliche Psychologie" im Verlag Georg Thieme, Leipzig (als Band 4 der Schriftenreihe „Vorträge des Instituts für Geschichte der Medizin an der Universität Leipzig".)

In der Einleitung des Buches führt Prof. Sigerist aus, daß Freuds jüngstes geistvolles Buch, das an die Grundprobleme unserer Kultur greift, auf Schritt und Tritt zu Widerspruch reize, und daß es sich daher wohl verlohne, sich mit Freuds Anschauungen auseinanderzusetzen.

„Das religiöse Gefühl" behandelt der erste Referent, Prof. Dr. phil. et theol. Joachim Wach (Leipzig). In der historischen Einleitung dieses Referates heißt es u. a.: „Das dem Positivismus eigene und von der Aufklärung auf ihn überkommene unbegrenzte Vertrauen auf den Sieg des — in der wissenschaftlichen Bemühung sich durchsetzenden — Erkennens über die Reste religiöser und metaphysischer Spekulationen verbindet die Religionskritik Freuds mit der des historischen Materialismus, mit dem er entscheidende Voraussetzungen teilt." Freuds Scientismus wird von Wach abgelehnt: „Ob der heute dem Greisenalter angehörende Denker verstehen kann, wie selten der jüngeren Generation sein Optimismus in bezug auf das wissenschaftliche Erkennen erscheinen muß?" Die jüngere Generation, bekennt Wach, ist „skeptisch hinsichtlich der nicht erkenntnismäßigen Funktion der Wissenschaft. Sie glaubt nicht recht an ihre Rolle

als Weltanschauungs-, als Religionsersatz". Der Beweis, daß man ohne Religion leben kann, sei noch nicht erbracht.

Prof. Arthur Kronfelds Vortrag heißt: „Der Sinn des Leidens, — Das Wesen des Menschen und die Theorien der Neurosen" und beginnt mit den Worten: „Der Mensch, der in unserer gegenwärtigen abendländischen Kultur aufgewachsen ist, — gleichviel ob er sie bejaht oder verändern will, — wird keine der Schriften Freuds mit solch heftigem, bis zur Erschütterung gehendem Widerstande lesen wie seine letzte . . ." Dabei tue Freud in dieser Schrift nichts anderes, als daß er „mit völliger innerer Folgerichtigkeit das Fazit zieht, welches sich ergibt, wenn man mit der Psychoanalyse Ernst macht . . . Es gibt kein Ausweichen." In Freuds jüngsten, jedoch zwangsmäßig aus seinem Gesamtwerk folgenden Thesen klingt — über eine empirische Teilwissenschaft hinausgreifend — ein Ton an, „den wir schon aus dem Lebenswerke Nietzsches kennen. Es ist die Absetzung des bewußten Geistes, die hier geschieht . . . Synthetisches Bewußtsein als Tat, als systematische Erkenntnis, als ordnendes Prinzip, als wertsetzendes Prinzip, als beherrschendes Prinzip sozialer und sittlicher Bedingungen wird fragwürdig, wird entthront. Es wird zu einem bloßen Scheingebilde über verborgenen Trieben. Es ist ein Überwindungsversuch dieser verborgenen Gestaltungsfaktoren . . . Daß er obendrein noch mißglückt, daß er nicht zum Ziele führt, für welches er errichtet war — nämlich der Ersatzbefriedigung: darauf beruht das Unbehagen in der Kultur bei Freud. So vollzieht Freud — der angeblich begrenzte Empiriker — wesensmäßig eine Entwertung des geistigen Bewußtseins . . . es ist eine Scheinrettung, und zwar eine vergebliche." . . . „Nüchtern und ohne irgendwelche Parteinahme muß ausgesprochen werden: hier, im Weltanschaulichen, liegt der unschlichtbare Gegensatz zwischen der Psychoanalyse und dem Bildungsprinzip der gesamten Geisteshaltung, wie sie seit dem Christentum, seit Augustinus und Descartes die abendländische Kultur darbietet. Nichts Geringeres geht vor sich." Gegen Geist, Gesinnung, Gewissen, gegen die absoluten Wertsetzungen trete heute, wie Nietzsche, die Psychoanalyse als der große Gegenspieler in die Schranke.

Aber während Nietzsche seine revolutionierende Kampfstellung aufs stärkste betont hatte, — führt Kronfeld aus, — ziehe sich Freud, wenn man ihn als den großen Zerstörer der herrschenden kulturellen Gesinnung festlegen will, auf das Vorgeben zurück, „er sei nur Naturwissenschaftler . . . und alles Weltanschauliche liegt außerhalb seiner Absicht. Er will hier offenbar eine Wirksamkeit nicht als vorhanden zugestehen, die er dennoch unerbittlich verfolgt. In dieser geistigen Mimikry hat er innerhalb der Wissenschaft unserer Zeit seinen Platz eingenommen und Schule gemacht — eben jener Wissenschaft, die durch sein Forschungsprinzip in Frage gestellt wird. Genau die gleiche Zwitterstellung finden wir bei seinen Schülern. Wenn wir etwa den glänzenden Aufsatz Bernfelds

lesen [gemeint ist: „Ist Psychoanalyse eine Weltanschauung“ in der „Zeitschr. f. psa. Pädagogik“], der gleichsam offiziell für die Schule festlegt, welche weltanschauliche Bedeutung der Psychoanalyse zukommt, so finden wir die Erklärung, sie sei bloß eine Methode der naturwissenschaftlichen Empirie. Aber zugleich gewährleiste sie, wie Bernfeld rühmend hervorhebt, eine Destruktion aller Ideologien. Und diese Destruktion könne gar nicht radikal genug erfolgen.“ Auch die Psychoanalytik — sagt Kronfeld — ist Philosophie, und Freud selber gehört zu jenen Männern, die wandernd in der Dunkelheit singen.

Der große heroische Ansatz der Psychoanalyse sei grundsätzlich zum heroischen Scheitern verurteilt. Das Schicksal der Psychoanalyse werde sich, mit bleibendem Gewinn für unsere Einsicht in das Wesen des Menschlichen, dialektisch notwendig in sich selber vollenden. Auffallend sei, daß Freud „dieser große Helfer im Leiden, zu zwei Phänomenen überhaupt kein inneres Verhältnis hat: zum Leiden und zur Angst“. Freud weiche der Sinngebung dieser Phänomene ins bloß Biologische aus. „Leiden als Prüfung, als Läuterung, als Weg zur Selbstüberwindung, als Weg zur Erlösung, Leiden als der Weg der Menschen in seiner Begegnung mit der Welt — kurz, die Passion als der Weg der Menschheit — dies alles — von Buddha bis zu Franz von Assissi — wären ihm böhmische Dörfer.“ . . . Der christlich-abendländiche Geist lehrt, daß der Mensch zum Leiden geboren sei, und daß der Sinn des Leidens in der Kraft seiner Überwindung liegt. Die Psychoanalyse lehrt, daß das Leiden eine Summe unangenehmer biologischer Zufälle sei. Wir sehen darin nur periphere Mobilisatoren jener Kräfte, die aus metaphysichen Hintergründen Wesen und Schicksal der Menschen in ihren Händen halten. Es gibt nur ein prinzipielles Entweder-Oder.“

„Der Sinn der Kultur“ heißt der Beitrag von Dr. med. Ernst Jolowicz (Leipzig) zum Symposium. Freuds Darstellung der Kultursituation sei keineswegs naturwissenschaftlich-rational. Ein reiner Naturwissenschaftler hätte dieses Buch, voll von Widersprüchen, Unexaktheiten, gar nicht schreiben können. Gerade durch diesen Stil, der ihn etwa dem historisierenden Schiller annähert, wirkt die Darstellung so stark, so unmitttelbar. Verstehen kann man Freud, wie übrigens jeden Großen, nur aus seinem Gesamtwerk heraus; rationale Kritik an einzelnen Sätzen ist billig.“ Jolowicz stellt sich zwar in den wesentlichen, entscheidenden Fragen auf den Boden der psychoanalytischen Anschauungen, aber es scheint ihm „nicht angängig, die Kultur lediglich als eine Sublimierung der Urtriebe zu betrachten . . . Davon bleibt die Freudsche Entdeckung unberührt, daß alle Kulturprodukte symbolhaft auch Gegebenheiten ausdrücken, die unter der Oberfläche im Unbewußten verwurzelt sind.“

In einem Exkurs hebt Jolowicz hervor, daß bei Freud sich nirgends ein Rat oder eine Forderung findet, zur primitiven Triebbefriedigung zurückzukehren. Nicht einmal in der Neurosenbehandlung ist ein solcher Rat aus

dem Werke Freuds zu rechtfertigen . . . Noch viel weniger kann man aus dem Unbehagen in der Kultur den Schluß ziehen, daß Freud der Menschheit eine Rückkehr zur Primitivität empfiehlt.

Zur „sozialen Frage" nimmt Prof. Dr. Eduard Heimann (Wandsbek) Stellung, indem er die Problematik eines religiösen Sozialismus entwickelt. Hier wollen wir nur die einleitenden Sätze zitieren:

„Wenn wir, von dem Freudschen Buche über das Unbehagen in der Kultur ausgehend, die sozialen Probleme erörtern sollen, so können wir nur in einem sehr kritischen Sinne an das Buch selbst anknüpfen. Umsomehr ist es erforderlich, die allgemeine und grundsätzliche Stellung der Freudschen Gesamtleistung kurz zu kennzeichnen und sie im Zusammenhang der gegenwärtigen soziologischen Problematik zu sehen. Freud hat in einer bestimmten Richtung den Kampf Nietzsches weitergeführt: beide haben die Legende von der durch Vernunft und Moral geprägten harmonischen Bürgerlichkeit zerstört. Sie haben die elementaren Lebensgewalten sichtbar gemacht, die die natürliche Grundlage des Lebens bilden, aber in das bürgerliche Formungsprinzip nicht einbezogen sind und daher vernichtend in es einbrechen, gerade wenn sie in das Unterbewußte abgedrängt werden. Diese Leistung in Bezug auf das individuelle Leben ist geistesgeschichtlich der Marxschen Leistung im Bezug auf das soziale Leben parallel geschaltet. Das bloße Dasein und die Verschärfung der sozialen Frage widerlegt die Legende von dem harmonischen Charakter der bürgerlichen Sozialordnung: auch hier wird sichtbar, wie die Grundlage, auf der die vermeintliche Harmonieordnung beruht, in das Formungsprinzip nicht einbezogen ist, wie die Proletarier zwar mit ihrer Arbeit die bürgerliche Welt tragen, von der bürgerlichen Harmonie aber ausgeschlossen und zunächst aus dem bürgerlichen Gesichtskreis verdrängt sind, und wie ihr gewaltsames Aufbrechen und Einbrechen in den bürgerlichen Gesichtskreis umgekehrt den Harmonieglauben vernichtet. In beiden Fällen, im individuellen wie im sozialen Leben, ist diese Widerlegung des bürgerlichen Harmonieanspruches nicht etwa eine akademische, theoretische Angelegenheit, sondern erfolgt real durch die Geschichte selbst. Die Parallele läßt sich noch weiter verfolgen: in beiden Fällen versuchten die Menschen, der unentrinnbaren Wahrheit zu entfliehen, in die Neurose hinein dort, in die Ideologie hier. Neurose und Ideologie haben den Zweck, den verjährten Anspruch zu rechtfertigen. Für die Neurose braucht das in diesem Kreise nicht auseinandergesetzt zu werden; die Ideologie aber ist als die verschobene Sicht der Welt vom falschen, geschichtlich überholten Standort aus geradezu zu definieren. Freilich muß bei dieser Parallelisierung zwischen der Entlarvung der Neurose und derjenigen der Ideologie geschichtlich der zeitliche Vorsprung der Marxschen Leistung vor derjenigen Nietzsches und Freuds beachtet werden. Dieser zeitliche Vorsprung der sozialen Fragestellung vor der individuellen legt den Gedanken nahe, daß die Zersetzung der bürgerlichen Persönlichkeit durch ihre

ökonomisch soziale Bedrohung mit verursacht oder befördert worden ist. Die Entdeckung der Neurose geschah wohl nicht zufällig gegen Ende des bürgerlichen Zeitabschnitts; gerade in dieser Zeit häuften sich die Neurosen und drängten zu einer Erklärung ihres Wesens. Die tatsächliche Leistung ihres Erklärers wird dadurch nicht im geringsten verkleinert; es gibt keinen größeren Ruhm als den, der Forderung der Zeit Genüge getan zu haben."

Als nächste gelangt die Berliner Psychoanalytikerin Dr. Karen Horney zum Wort: unter dem Titel „Der Kampf in der Kultur" äußert sie „einige Gedanken und Bedenken zu Freuds Todestrieb und Destruktionstrieb". Die neue Auffassung eines Triebdualismus: Eros und Aggression — führt sie aus — scheint den Tatsachen besser gerecht zu werden. Die große psychoanalytische Bedeutung von Freuds jüngster Schrift ist darin zu sehen, daß hier die große Rolle der nichterotischen Aggressionsneigungen zum erstenmal voll gewürdigt wird. „Problematisch dagegen erscheint die Ableitung, die Freud diesen Destruktionstrieben gibt, nämlich die Ableitung aus einem Todestrieb." Die Referentin sieht sich aus analytischen Gründen genötigt, „die These des Todestriebs und des angeborenen Destruktionstriebs und damit des angeborenen Bösen im Menschen abzulehnen . . . Was ich sehe, ist, daß der Mensch ein vitales Expansionsbedürfnis mit auf die Welt bringt, von dem getrieben er so viel vom Leben und seinen Möglichkeiten ergreifen möchte, wie nur irgend möglich — und daß noch unsere rasendsten Todeswünsche und unsere bösesten Racheimpulse von diesem Willen zum Leben diktiert sind: soviel Befriedigung, Liebe, Erfolg, Macht zu erraffen wie möglich und jeden als Feind zu fühlen, der uns darin hindert: Nicht ein Vernichtungswille treibt uns, sondern der Lebenswille selbst ist es, der uns zum Vernichten zwingt." Und die Referentin fügt noch hinzu; „Soweit die Kritik. Sie sehen daraus nebenbei, daß die Psychoanalyse keine Sekte ist, die ihre Anhänger dazu verpflichtet, blind auf jedes Wort Freuds zu schwören, wie man ihr oft vorgeworfen hat. Allerdings handelt es sich ja weniger um Differenzen auf dem eigentlichen wissenschaftlichen Gebiet der Tatsachenforschung als um Gegensätze, die die affektiven oder — wie man großartiger zu sagen pflegt — die weltanschaulichen Hintergründe betreffen."

Den Schlußvortrag hielt Prof. Dr. phil., jur. et med. Hans Driesch (Leipzig) über „Die sittliche Forderung". „Das Freudsche Buch," führt er aus, „ist kein ethisches System. Es ist sehr interessant geschrieben, aber recht unsystematisch, und es ist nicht ganz leicht, aus ihm das herauszuschälen, was man ein ethisches System nennen könnte". Daß der Triebverzicht das Gewissen schafft und daß das Gewissen dann wieder auf die Triebe wirkt, das akzeptiert Driesch, daß aber „die Gewissensforderungen mit den jeweiligen sozialen Forderungen zusammenfallen sollen, das halte ich geradezu für falsch . . . Wenn die sozialen Forderungen identisch wären mit den Gewissensforderungen, so gäbe es nicht die großen ethischen Forderungen eines Sokrates, Jesus usw. . . . Die Märtyrer wären ja dann

unsittliche Menschen gewesen. Davon kann doch keine Rede sein . . ." Zur Sublimierungslehre bemerkte Driesch, daß Freud ihm „noch sehr stark in den Gedanken des eigentlichen Darwinismus befangen" zu sein scheint. Das sittliche Erleben — schließt Driesch — ist ein Urphänomen und „ein Urphänomen ist irreduzibel, das liegt in seinem Namen, und man kann sein zeitliches Auftreten, nicht ableiten, wie es Freud will, sondern nur feststellen." St.

Psychoanalyse an der Universität Berlin

Rechtsanwalt Dr. Max Alsberg, zum ordentlichen Professor an der Universität Berlin ernannt, begann am 6. November sein erstes Kolleg über „Psychologie und Soziologie der Strafrechtspflege" mit einer Vorlesung großer Öffentlichkeit. Er kündigte darin an, daß er sich besonders mit der Psychoanalyse beschäftigen werde. Und dieser Umstand veranlaßt Rudolf Olden, der über die Antrittsvorlesung im „Berliner Tagblatt" berichtet, zu folgenden Bemerkungen:

„Man kann wohl auch kaum über die Psychologie irgend eines Gebietes sprechen, ohne die Psychoanalyse in den Mittelgrund der Betrachtung zu stellen. Alsberg wird damit einer der vielen Dozenten in der juristischen, medizinischen und in den beiden philosophischen Fakultäten — sein, die über Psychoanalyse vortragen. Unter ihnen ist kein Psychoanalytiker. Das ist ein interessantes Phänomen, über das allein es sich lohnte, ein Kolleg zu halten . . . Im Gegenteil, jede Fakultät wehrt sich, nicht ohne Erbitterung, dagegen, daß ein Psychoanalytiker die würdige Stätte der Universität betritt. Der Kultusminister scheint gegenüber diesem bemerkenswerten Widerstand machtlos zu sein. Und auch das ist eine interessante Erscheinung auf dem Gebiet der Psychologie."

Jules Romains über die Psychoanalyse

Jules Romains läßt in der Sammlung „Regards" (Editions Kra, Paris) eine Reihe von Aufsätzen unter dem Titel „Problèmes d'aujourd'hui" erscheinen, unter denen auch jener 1922 in der „Nouvelle Revue Française" erstmalig veröffentlichte Aufsatz zu finden ist, den der hervorragende Autor — als „Aperçu de la Psychanalyse" — dem Werke Freuds gewidmet hat. Geistreichem Spott über jene, die immer mit der Mode gehen und sich nun plötzlich der Psychoanalyse bemächtigt haben, folgt eine bei aller Knappheit eindringende und sachliche Würdigung der Freudschen Lehre, die, in Wirklichkeit, über Modeströmungen erhaben sei. Durch die Psychoanalyse

als Forschungsmethode ist die Erkenntnis der menschlichen Persönlichkeit erstmals der bisher unbestrittenen Domäne der Dichtung entrissen worden; denn die Schulpsychologie begnügte sich mit der Oberfläche der seelischen Erscheinungen, ohne in ihre Tiefen hinabzuleuchten. Fehlleistung und Traum führten zu neuen Erkenntnissen über die Struktur der unbewußten Schichten der Seele und über die Bedeutung des Widerstands und der Verdrängung für das Gleichgewicht der Persönlichkeit. Die psychoanalytische Therapie erweitert durch Verwendung des freien Einfalls und die genaue Beobachtung unwillkürlicher Abläufe beim Neurotiker das Material für die Erkenntnis des Unbewußten; sie übernimmt damit uraltes wissenschaftliches Erbgut aus der Antike, berührt sich auch in gewissem Sinne mit der Beichte; unterscheidet sich aber von der letzteren durch die reiche Beobachtung: der Beichtvater sucht Reue zu erreichen, der Analytiker will nur Erkenntnis. Als allgemeine psychologische Theorie erweckt die Psychoanalyse zwar manche Bedenken, die aus der allgemeinen Fassung des Libidobegriffes herrühren. Aber Funde, wie etwa die Sexualität des Kindes, eine Annahme, die eine so einfache und bestechende Erklärung der Perversionen als Fixierungen auf infantiler Stufe zuläßt, zeigen, wie fruchtbar auch die theoretischen Annahmen Freuds sich erwiesen haben. Mag auch die Psychoanalyse von der Erforschung des individuellen Bewußtseins ausgegangen sein, schon die Lehre von der Sublimierung der Triebe weist darauf hin, wie hoch die menschliche Gemeinschaft als Faktor für den Einzelnen von Freud eingeschätzt wird.

„Das beste Mittel“, schließt Romains seinen Aufsatz, „die Originalität einer Lehre zu erkennen, ist sie anzuwenden. Die günstigste Möglichkeit sie zu beurteilen, bietet sich dem, der sie verstanden hat. Wir Franzosen im besonderen haben tausend Gründe, der Verführung zu widerstehen und unsere Ruhe zu bewahren; aber wir fänden keine Entschuldigung für den Verzicht auf Erkenntnis.“

Eine theologische Stimme über die Psychoanalyse

Im letzten Heft der „Theologischen Rundschau“ (Neue Folge, Bd. III, 1931, H. 4) veröffentlicht Emil Ott eine Abhandlung über „Das Unbewußte nach der Tiefenpsychologie“. Er beginnt mit einem Zitat aus Freud. Es ist der bekannte Satz von der empfindlichen Kränkung der menschlichen Größensucht durch die Psychoanalyse, die „dem Ich nachweisen will, daß es nicht einmal Herr ist im eigenen Hause, sondern auf kärgliche Nachrichten angewiesen bleibt von dem, was unbewußt in seinem Seelenleben vorgeht“. Wenn Freud sich „damit selber in eine epochemachende geistesgeschichtliche Linie stellt“ — schreibt Ott

— „so dürfte ihm diese Stellung gerade in der von ihm selbst charakterisierten Bedeutung am wenigsten zu bestreiten sein. Selten hat ja ein Gelehrter Bedeutungsvolles und Unhaltbares, Erhabenes und Lächerliches in dem Maße vereinigt wie er. Seine Verdienste sind weit über das engere Gebiet der Psychotherapie hinaus in Wissenschaft und Leben anerkannt, wiewohl immer zugleich auch Trennungsstriche zwischen ihm und gültiger Forschung gezogen werden müssen. Freud selbst hat im Verständnis des Unbewußten das Kernstück seiner Lehre gesehen." Und dann heißt es später: „Hier sind in der Tat Probleme berührt, mit deren Neubehandlung Freud durchaus nicht allein steht, sondern in eine epochemachende Geisteswende einzureihen ist. Es ist der große Problemkreis der Autonomie des Ich und des Es, der zentrifugal in so gut wie die ganze wissenschaftliche Problematik der Zeit geworfen ist und dabei in höchst praktische Interessen ausläuft, in die der Selbsterkenntnis und Fremderkenntnis, der Selbsterziehung und Fremderziehung, der Verantwortung und Schuld, letztlich des Glaubens und der Seelsorge. Wie des öftern in der Geistesgeschichte von verschiedenen, unabhängigen Ausgangspunkten aus die Kollektivseele einen neuen Gang antritt, so tritt Freud um die Jahrhundertwende an, an der sich zugleich in der ganzen Geisteswissenschaft die Kehre vom Subjekt zum Objekt zu vollziehen beginnt. Was er unternimmt, ist nichts anderes, als was alle neueren Psychologenschulen seit jener Zeit unternehmen, eine ‚objektive Psychologie'. Er hat das Dogma der Bewußtseins- und Erlebnispsychologie, das *cogito, ergo sum* D e s c a r t e s', die Gleichung von Selenleben und Bewußtseinsleben mit durchbrochen und sich damit den Zugang zum objektiv Seelischen verschafft. Er hat den Aussagen des Ich mißtrauen gelernt, denn er hat sie in einem bestimmten Bezirk als ‚Verfälschungen' erkannt: ‚Wenn man dem Ich glauben will, so war es in allen Stücken aktiv.' Darum geht er nicht von den Bewußtseinsaussagen aus, sondern sucht die seelischen Vorgänge in ihrem eigenen ‚Sinn' und ihrer eigenen ‚Gesetzlichkeit' zu erforschen. Das ‚Sinnverstehen' stand am Anfang im Vordergrund, zu einer Zeit — in den neunziger Jahren — als D i l t h e y gerade die Grundlagen dazu legte. Was dieser in seinen ‚Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie' forderte, daß ‚das Auffassen des Ganzen die Interpretation des Einzelnen ermöglichen und bestimmen solle, das hat Freud durch die Einordnung des Unbewußten und seiner Symptome in die bewußte Persönlichkeit durchgeführt . . . Das Denkwürdige ist aber nun, daß Freud nicht etwa durch eine Übernahme zeitgenössischer Wissenschaftsmethodik den W e g z u s e i n e n E n t d e c k u n g e n findet, sondern durchaus selbständig . . ."

Ott gibt dann eine Darstellung der Freudschen Lehre vom Unbewußten und resümiert:

„Der Begriff des Unbewußten ist damit auf eine e x a k t e B a s i s gestellt. Darin besteht das Verdienst Freuds und der Psychotherapie über-

haupt. Mag man die Freudsche Deutung der Fehlleistungen und insbesondere der Träume ganz oder teilweise ablehnen, der Hilfsbegriff eines Unbewußten im obigen Sinne für die Erklärung der Neurosen und Psychosen ist in die Psychotherapie, wenn auch nicht ohne Widerspruch übergegangen, also prinzipiell anerkannt. Schon Jaspers hat ihn 1920 übernommen, wenigstens für die Pathologie der ‚Abspaltungen‘, eben als ‚Hilfsbegriff‘, als ‚theoretisches Denkgebilde‘ zum Zwecke des Verstehens und Erklärens, wenngleich er ‚sparsam und vorsichtig‘ mit ihm umgegangen sein will."

Ott führt dann Kritikern, wie Bumke gegenüber den Internisten von Krehl ins Feld, der das psychoanalytische „Verfahren in gewissem Sinne sogar auf das Gesamtgebiet der Medizin angewendet wissen möchte, sogar hofft, ‚durch eine weitere Ausbildung dieser Methodik allmählich auch gegen das absolut Unbewußte vorzudringen, d. h. gegen jene Vorgänge, die in ihrem Wirken nach einem Plane und in ihrer Zielstrebigkeit das Leben charakterisieren, seine Autonomie und seine Kontinuität unabhängig von der Umgebung‘. Von Krehl kann den Einwand Bumkes ‚nach dem, was ich von mir weiß und von meinen Kranken erschließe, nicht anerkennen‘. Der alte Einwand, ein Unbewußtes sei wie ein hölzernes Eisen, beruht auf der alten, unhaltbar gewordenen Identifizierung von Seelenleben und Bewußtsein. Und die Scheu vor dem Unbewußten als einem asylum ignorantiae besteht nicht mehr zurecht, seit von Freud und anderen der Einbruch in diese terra incognita erfolgt ist".

*

In der vorangegangenen Nummer derselben Zeitschrift (1931, Heft 3) beschäftigt sich derselbe Verfasser in einem Sammelreferat mit „Trieb und Geist in der psychotherapeutischen Literatur". Von der Auseinandersetzung mit der Psychotherapie erwartet der Verfasser neue Einsichten auf dem Gesamtgebiet der Theologie. Die Abhängigkeit aller gegenwärtigen psychotherapeutischen Ansichten und Theorien von Freud wird vom Verfasser nicht verkannt. Freud „hat vor allem das ganz allgemeine Verdienst, gegenüber einer einseitigen Bewußtseinspsychologie und einer überschätzten Geistesautonomie die Aufmerksamkeit auf die Selbstmächtigkeit des Trieblebens und seine enge Verflechtung mit dem höheren Seelenleben gelenkt zu haben. Hieher gehört gleich der allgemeine, aber weittragend bedeutungsvolle Satz Freuds, daß die Natur der Menschen im Guten wie im Bösen weit über das hinausgeht, was er von sich glaubt." Aber im Einzelnen lehnt der Verfasser viele „Freudsche Verallgemeinerungen" ab. „Völlig unhaltbar ist die Theorie Freuds, die das gesamte Triebleben auf die Sexualität zurückführt." Und was den Todestrieb anbelangt, ... „Freud hat mit dieser Konzeption, die er biologisch stützen zu können glaubt, sein ganzes System in die Sinnlosigkeit des Nihilismus gestürzt. Gerade der Sexualtrieb mit seinen geistigen

Sublimationen ein sinnloser Irrweg und Umweg zum Tode!" Trotzdem — meint Ott — habe Freud „mit dem Todestrieb als einem Destruktionstrieb wieder Nachdruck gelegt auf ein allerdings nicht neues Prinzip, das sich fruchtbar erweisen kann für die Deutung der Ambivalenzerscheinungen des gesunden und kranken Seelenlebens, überhaupt der dualistischen Erscheinungen im Makro- und Mikrokosmus, insbesondere im sittlichen Leben, in das der vitale Zerstörungstrieb hineinreicht und sich mit dem Dämonischen verbindet, ein weiteres, gewöhnlich weniger beachtetes Zeichen für die Triebkomplizierung des geistigen Lebens. Vieles, was da bisher als diabolisch oder grausam gedeutet wurde, ist offenbar nichts weiter als vitaler Destruktionstrieb."

Psychoanalyse und Literaturwissenschaft

Im Dezemberheft der „Literatur" veröffentlicht Karl Bachler, Chemnitz (den Lesern dieser Zeitschrift bekannt durch seine psychographische Studie über Strindberg, Band II, 1930, S. 365 ff. u. 555 ff), „Aussichten und Abgrenzungen" zum Thema „Psychoanalyse und Literaturwissenschaft". Kann der engere Konnex der beiden Wissenschaften — fragt er — zu einem sinnvollen Ziel führen oder liegt für die Literaturwissenschaft eine Gefahr in irgendeiner Form vor? „Was den Psychoanalytiker zum Dichter hinzog, war vor allem die Beobachtung, daß das seelische Verhalten des Dichters starke Gemeinsamkeiten mit dem des Neurotikers aufwies. Das dichterische Schaffen erscheint ihm also als ein psychologischer Prozeß, beruhend auf der besonders gearteten Vorherrschaft des Unbewußten. Ja, radikale Geister gingen soweit, den Dichter dem Neurotiker überhaupt gleichzusetzen. Und hier zeigt sich nun auch schlaghaft die erste große und nicht zu unterschätzende Gefahr: die Mißachtung der großen schöpferischen Persönlichkeit in ihrer Einmaligkeit, die zu erkennen bisher immer eins der ersten Ziele der Literaturforschung war. Das Genie ist für den Psychoanalytiker im höchsten Grade uninteressant, ebenso die unantastbare Vollkommenheit eines Kunstwerkes. Ihn fesselt die problematische Gestalt, das unfertige, unvollendete und das durchschnittsmäßige Schaffen. Angesichts des unbedingt Genialen muß der Psychoanalytiker seine Grenzen anerkennen. — Es ist wohl so, daß eine Zusammenarbeit der beiden Wissenschaften niemals eine vollkommene sein kann, sondern lediglich ein Kompromiß. Die Literaturwissenschaft kann von der Psychoanalyse mancherlei Anregung empfangen, z. B. in der Mythenforschung (es sei da nur an die Rekonstruktion des Ausgangs des Hildebrandsliedes gedacht!), ferner möglicherweise durch eine Erweiterung des stofflichen Bereichs des literarischen Schaffens, vielleicht auch für die Revision ihrer Systematik und Ordnungsmethode etwas für sich gewinnen. Die Deutung der dichterischen Phantasie bietet, wie sie Freud gibt,

mancherlei Anregung. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß tatsächlich in den Phantasien der Dichter die verdrängten Regungen, infantilen Neigungen und das allgemeine Prinzip der Wunscherfüllung eine bedeutsame Rolle spielen. Und eine Schrift, wie die über die ‚gemeinsamen Tagträume‘ von Hanns Sachs wird von jedem Literarhistoriker mit Achtung gelesen werden. Schlimm steht es allerdings um die psychoanalytisch betriebene Biographik; hier ist mancherlei von vornherein verdorben worden. — Was da und überhaupt die Literaturwissenschaft der Psychoanalyse zu geben hat, ist vor allem die in jahrzehntelanger Arbeit erworbene Fülle des Materials, das eine unerschöpfliche Fundgrube für sie darstellt. Dennoch, es gibt unendlich viele Dinge, die noch immer ausschließlich von der nichtanalytischen Seite her zu erfassen sind, so daß hier eine Grenzsetzung von selbst gegeben ist. Es besteht also vorläufig durchaus kein Grund, etwa nun eine Dämmerung der Literaturwissenschaft oder ihrer Methoden zu befürchten. Es kommt nur darauf an, unberechtigte und ungerechtfertigte Eingriffe von der anderen Seite energisch genug abzuweisen. Eine Beeinflussung aber könnte in mancherlei Hinsicht vorteilhaft und gewinnbringend sein. Nötig ist aber in erster Linie, daß mit der Zeit ein guter Stamm psychoanalytisch geschulter Literarhistoriker herangezogen wird. — Jedenfalls ist es jetzt an der Literaturforschung selbst, zu entscheiden, ob sie es wagen darf, an dieser ungeheuer starken und schlagkräftigen Invasion der Psychoanalytiker in ureigenstes Gebiet weiterhin vorüberzusehen."

„Giftiger Meltau . . . Hauch der Verwesung"

Unter der Überschrift „Einsteins Zusammenbruch oder der Sieg der Vernunft" frohlockt Dr. Alfred Seeliger in der „Schlesischen Zeitung" (Breslau, 30. Juni 1931) über das Erscheinen eines Buches „100 Autoren gegen Einstein". Einmal nun schon drin im Zertrampeln der Irrlehren — es jucken die Hufe — kann der Verfasser nicht umhin, auch gegen die Psychoanalyse auszuschlagen. Ihm scheinen beide Löwen tot zu sein. „Wie ein giftiger Meltau" — schreibt er — „lag es seit etwa zwei Jahrzehnten über der deutschen Wissenschaft: die sogenannte Relativitätstheorie Einsteins und die sogenannte Psychoanalyse Freuds waren tonangebend geworden auf dem Gebiete der Natur- und Geisteswissenschaften. Die meisten Lehrer der Universitäten und Akademien beugten sich fast widerstandslos dieser geistigen Fremdherrschaft" [. . . kurzsichtig, wie wir Psychoanalytiker nun einmal sind, haben wir die Universitäten und Akademien, die sich uns widerstandslos beugten, leider übersehen . . .] „und duldeten die jämmerliche Vergewaltigung der menschlichen Vernunft . . . Alle bislang geltenden Denkgesetze sollten durch die Lehren Einsteins und

Freuds plötzlich verbessert und geläutert sein . . . Die Sittlichkeit, deren tiefstes Wesen im selbstlosen Opfer, in der Überwindung der tierischen Sinnlichkeit liegt, sollte nun mit einem Mal lediglich ein Ausfluß des niedrigen, tierisch-geschlechtlichen Ödipuskomplexes sein. Es ist klar, daß durch diese Zerrüttung und Verzerrung alter Denkgesetze eine schreckliche Umwertung alter Werte eintreten muß, die folgerichtig und notwendig zum gesetzlosen, kulturmörderischen Bolschewismus, d. h. zum Untergang führt. Wir alle sehen die furchtbare Wirkung jener Lehren und ihrer Anwendung oder Befolgung: Europa ist gegenwärtig ein bolschewistisch verseuchtes, chaotisch zerrüttetes und blutig gestampftes Blachfeld, über das die Apokalyptischen Reiter dahinrasen und der Hauch der Verwesung weht . . . Gewiß gab es einige Männer, die diese entsetzlichen Folgen lange voraus sahen und charaktervoll und einsichtig ihre Stimme erhoben gegen die Irrlehren jener beiden Zauberkünstler. Aber ihr Ruf verhallte in dem wahnsinnigen Taumel, der die Gelehrtenwelt ergriffen hatte und in ihren Bann schlug." Und jetzt kommt eine besonders interessante Feststellung. „Wer Einstein und Freud nicht Heeresfolge leistete und über den grünen Klee lobte, ja, wer auch nur seinem Zweifel Ausdruck geben wollte, der wurde geächtet und verfemt, von den Universitätskanzeln und wissenschaftlichen Kongressen — zum Teil mit Brachialgewalt — ferngehalten." Schade, daß jene Vorgänge, auf die der vortrefflich unterrichtete Verfasser anspielt, für die Nachwelt nicht kinematographisch festgehalten worden sind. Etwa so. Erstes Bild: Befriedigt lächelnd über die angerichtete Verheerung galoppieren Einstein und Freud über das Blachfeld. Zweites bis vierundzwanzigstes Bild: Man sieht nacheinander alle 23 Universitäten Deutschlands; in den Hörsälen die Professoren, alle, von Freud verzaubert, in einem wilden Taumel. Fünfundzwanzigstes bis siebenundvierzigstes Bild: Vor den Toren der 23 Universitäten: überall bewacht ein Pedell eine Stange, daran angebunden ein Büschel grünen Klees; über diesen muß jeder Professor, der hinein will, Freud loben. Achtundvierzigstes Bild: Es erscheint ein aufrechter Mann — Großaufnahme — der lobt nicht, will vielmehr seinem Zweifel Ausdruck geben. Aber sein Ruf — feine Tonfilmnuance — „verhallt". Neunundvierzigstes Bild: es stürzen Polizeischergen heraus und der Recke, der Freud nicht loben will, wird „mit Brachialgewalt entfernt, geächtet, verfemt" — abblenden! Fünfzigstes Bild, . . . aber das ist schon Gegenwart von heute und morgen . . . Jetzt wird's nämlich anders. Es kommen „immer mehr charaktervolle und besonnene Denker und Schriftsteller, die fest auf dem Willen beharren und sich ihre Welt der Vernunft nicht verbilden lassen wollen". Das Hundertautorenbuch gegen Einstein sei bereits „ein strahlendes Licht in der gegenwärtigen schauerlichen bolschewistischen Finsternis." Da kann man auch der Psychoanalyse kein langes Leben mehr geben. St.

Ekelhaft irrsinniger Reigen erotischer Phantasien

(= das Sonderheft „Schweiz“ der „Psychoanalytischen Bewegung“)

Im Oktoberheft 1931 der „Schweizer Monatshefte“ (Zürich) beschäftigt sich Hermann Wiedmer unter der Überschrift „Die große Einsame“ (das ist nämlich: die Seele) auch mit der Psychoanalyse, und im Besonderen mit dem kurz vorher erschienenen Sonderheft „Schweiz“ der „Psychoanalytischen Bewegung“. In Freuds Lehre schlage „der Materialismus in wissenschaftlich aufgeputzte Magie und Geisterbeschwörung um, es rächt sich auch die durch das Christentum ins Dunkel gescheuchte Sexualität“. Die psychoanalytische Behandlung sei in Wirklichkeit „eine Steigerung der krankhaften Ichumkreisung ins Manische und ein Verseuchen des Kranken mit eingebildeten Komplexen“.

Das Sonderheft „Schweiz“ zeige, wie furchtbar die Psychoanalyse sei. Die Arbeit von Kielholz über „Tell und Parricida“ wird von Wiedmer höhnisch glossiert. Zu Pfisters „Analyse eines Buddhisten“ wird bemerkt: „Wenn die Pfarrer anfangen, die Religionen aus Neurosen, Morphium- und Chloroformräuschen zu erklären, dann müßten die Kirchen schleunigst in Irrenhäuser umgewandelt werden.“ An Behn-Eschenburgs Hodler-Studie wird „geschickte Jonglierkunst“ festgestellt und von Zulligers „Teufelsdreck“-Arbeit heißt es, sie interpretiere das historische Material im Sinne der Psychoanalyse, „daß sich die Balken biegen“. Wiedmers Endverdikt: „Nicht einmal das dürftige wissenschaftliche Mäntelchen vermag das Ekelhafte dieses irrsinnigen Reigens erotischer Phantasien zu mildern!“

Zum Problem Masse-Führer

Der holländische Soziologe Hendrik de Man hat sich vor einigen Jahren mit seinem vielerörterten Buche „Zur Psychologie des Sozialismus“ von der offiziellen Sozialdemokratie, der er wohl angehört hat, sichtlich stark entfernt; und insbesondere — von der materialistischen Geschichtsauffassung des Marxismus; man kann ihn nun dem idealistischen Sozialismus zuzählen, zu dessen Abarten man wohl auch die meisten Äußerungen des religiösen Sozialismus rechnen darf. In Weiterfortführung seiner Ansichten hat de Man vor Kurzem vor dem Kulturbund in Wien über das Problem Massen und Führer gesprochen, wobei er besonders gegen Fascismus und Bolschewismus, aber ebenso auch gegen den Liberalismus des Kapitalismus Front beziehen mußte. Dieser Vortrag ist jetzt unter dem Titel „Massen und Führer“ in Buchform erschienen (im Verlag Alfred Protte, Potsdam, in dem auch geistesverwandte Werke von Paul Tillich und von Eduard Heimann erscheinen). An dieser Veröffentlichung von de Man interessiert uns hier vor allem festzustellen, daß er auch die psychoanalytische Auffassung über die Massenbildung heranzieht. De Man schreibt u. a.:

Die Freudsche Tiefenpsychologie hat als wesentlichen psychologischen Prozeß der Massenbildung die Bindung an einen Führer erkannt, der ein Ich-Ideal darstellt. Es kann hier unerörtert bleiben, ob die Freudschen Hypothesen über den ‚libidinösen‘ Charakter dieser Bindung, über die Abstammung vom ‚Urvater‘ der Horde und dergleichen richtig sind oder nicht. Richtig scheint mir die Auffassung des Führers als ein Ich-Ideal, als ein Person-Symbol, in das die Masse ihre eigenen Wünsche hineinprojiziert. Aber diese Projektion eines Ideals, also einer Zielvorstellung, geht auf beiden Seiten vor sich. Wie der Führer für die Masse, so repräsentiert die Masse für den Führer eine Zielrichtung. Die Massen-Führer-Bindung entsteht nur dort oder kann sich nur dort behaupten, wo beide Zielrichtungen konvergieren."

De Man nimmt übrigens ein kollektives Unbewußtes, etwa im Jungschen Sinne an; es sei bedingt einerseits aus einer rein menschlich-triebhaften Funktionsbereitschaft, anderseits aus gemeinsamer Kulturerbmasse. „Wenn der bewußtere und darum freiere Drang des Geistes auf Wahrheit gerichtet ist und der noch nicht so bewußte und darum noch dunklere Drang der Massenmächte auf Gerechtigkeit, so entstehen doch beide aus einem Ursprung." Zum Schluß zitiert de Man einen psychologischen, und wie es ihm dünkt, antimarxistischen Satz von Marx: „Die Welt besitzt längst den Traum von einer Sache, von der sie nur das Bewußtsein besitzen muß, um sie wirklich zu besitzen."

Aus Zeitschriften

In der „Deutschen Zeitschrift für Homöopathie" zitiert Heinrich Meng (in einem Leitaufsatz über „Homöopathie, Hormontherapie und Psychotherapie als umstimmende Heilmethoden") eine Äußerung von G. und F. Klemperer: „Eine Psychotherapie hat es stets gegeben. Gute Ärzte haben durch ihre Persönlichkeit das Vertrauen erzielt, das die Heilung bewirkte; aber dies war unbewußt, oder, wenn bewußt, lag es fremd außerhalb der ärztlichen Denkrichtung. Erst die Gedanken von Freud haben den Grund für eine biologische Psychotherapie gelegt, und durch seine Schriften, wie die seiner Schüler und Nachfolger, wurde das psychologische Denken in die Klinik hineingetragen."

*

In den „Archives Suisses de Neurologie et de Psychiatrie" Bd. XXVII, Heft 2, veröffentlicht Henri Flournoy, Genf, eine Arbeit über den wissenschaftlichen Charakter der Psychoanalyse. „Freuds Auffassungen", schließt Flournoy seinen Aufsatz, „beruhen auf einem reichen Tatsachenmaterial; sie sind kühn wie die Theorien der Physiker und erheben ebensowenig wie jene den Anspruch auf Unfehlbarkeit. Freud hat manche seiner Anschauungen geändert, andere unter dem Eindruck neuer Beobachtungen revidiert. Seine Schüler, deren Zahl dauernd wächst, bestätigen die Richtig-

keit seiner Einsichten, deren praktische Anwendung sich, ohne Rückschläge, auf immer weitere Gebiete ausdehnt. Freuds Werk erweckt lebendigstes Interesse bei den Dichtern und Schriftstellern, ein Zeichen, daß es die zutiefst menschlichen Fragen der Psychologie aufwirft. Mag sein Werk vielfach unzuständige und leidenschaftliche Kritik beim Publikum hervorrufen, — umsomehr ist es Sache der Wissenschaft, gleichgültig auf welchem Sondergebiet sie arbeitet, freimütig und voll Genugtuung den wissenschaftlichen Charakter der Psychoanalyse anzuerkennen.«

*

Im Oktoberheft 1931 der Zeitschrift „Eckart", Blätter für evangelische Geisteskultur" beschäftigt sich Theophil Spoerri mit Stefan Zweigs Buch „Heilung durch den Geist". Zweigs dritter Essay, der über Freud, sei „von einer klassischen Einfachheit. Zweig ist von seinem Gegenstand überwältigt worden. Alles Sensationelle ist hier abgestreift. Es bleibt nur noch der nackte Bericht von dem Kampf eines großen ehrlichen Forschers gegen erstarrte und allmächtige Konventionen". Zweigs Buch erinnert Spoerri „wieder von weitem an das Zentralgeheimnis des Christentums: die Fleischwerdung des Wortes . . . Diejenigen, die das Wort vom Kreuz immer im Munde führen, ohne daß die Schmach und Kraft des Kreuzes an ihrem Fleisch sichtbar wird, die sollen verstummen vor den Ungläubigen [sc. Freud, Stefan Zweig], die von der Heilung durch den Geist zeugen, denn wahrlich, dieser Ungläubigen Glauben ist größer als das leere Glaubenswort der Gläubigen . . ."

*

In der „Geisteskultur, Monatsheft der Comenius-Gesellschaft" (Berlin, Juli—August 1931) schreibt Ernst Barthel in einem Aufsatz „Vom Unbewußten und vom Bewußten": „. . . Diesen Mißstand [nämlich Störungen des Gemütslebens durch unbewußte Regungen] will die Psychoanalyse als Heilkunst beheben helfen, indem sie versucht, aus den Menschen herauszuholen, was sie unterdrücken, sich selbst nicht eingestehen . . . Der Mensch ist nur so lange ein Sklave von Naturkräften, als er diese nicht durchschaut . . . Wobei allerdings zu sagen bleibt, daß in vielen Menschen keine Anlagen sind, eine übergroße Abhängigkeit von Natureinwirkungen in Herrschaft zu verwandeln. Bei diesen ist die Unterordnung unter eine objektive Führung, sei es ein Mann oder ein System, praktisch besser als eine psychoanalytische Gewissensbehandlung, für die sie nicht reif sind. Imperative ethischer Art vermögen manchmal Wirkungen zu erzielen, die entschieden bedeutender sind als ein psychologischer Sport" . . . Deutschland 1931: der Schrei nach dem Mann, der in kategorischen Imperativen spricht: Imperator! Übrigens hat doch auch ein großer Berliner Kliniker den Ausspruch getan, der preußische Unteroffizier des alten kaiserlichen Heeres habe besser Neurosen heilen können als die Psychoanalyse.

*

„Moderne Schicksalsforschung und christlicher Gottesglauben“ heißt ein Aufsatz von Adolf Köberle in der „Zeitwende“ (München, Oktober 1931). Die Psychoanalyse habe „erschütterndes Material zutage gefördert, was für kranke, giftige Ströme früherer Generationen in unserem Unterbewußtsein angestaut sein können, die unser Traum- und Phantasieleben verderben ...“ Man könne auch nicht „diese ganze Forschungswelt [gemeint ist dabei auch der Darwinismus und der Marxismus] als Narretei, Betrug und Bauernfängerei abtun; sie hat gewisse reale Grundlagen, die vielleicht erst spätere Geschlechter in rechter Besonnenheit und Verantwortlichkeit ganz werden erforschen können ...“ undsoweiter, undsoweiter ... aber, aber, aber „der Gottesglaube braucht nicht zu warten, denn er kennt etwas viel Größeres und Gewisseres als die Sprache der kosmischen Elemente, er hat in Christum Gott selbst ... wenn ich nur Christum habe, was soll ich mich bei den unteren Welten aufhalten ...“

*

In der „Zeitwende“ verteidigt Karl Schweitzer („Moderne Charakterologen und das Christentum“) die Religion gegenüber Klages und Prinzhorn. Einen unversöhnlichen Gegensatz sieht er nicht; allerdings, meint er, steht die moderne Charakterologie jetzt vor lebenswichtigen Entscheidungen: sie soll sich mutig entschließen, das Steuer herumzuwerfen und dem Christentum zu geben, was des Christentnms ist. Die wahre Gefahr für das Christentum sei nur Nietzsche und Freuds Psychoanalyse. Unbegreiflich erscheint allerdings dem Verfasser, daß der von ihm noch einer Besserung für fähig gehaltene Prinzhorn von Freuds Schrift über die „Zukunft einer Illusion“ zu rühmen vermochte, sie sei von einer viel tieferen Religiosität, einer festeren Weltverbundenheit getragen als die übergroße Mehrzahl aller theologischen Schriften.

*

Das Juliheft 1931 der „Psyche“ (London) enthält eine Abhandlung von Hilde Weber: „Some points of disagreement with Freudian practice and theory“. In dem gleichen Heft ist auch ein Aufsatz des Londoner Psychoanalytikers J. C. Flügel über den Gefühlswert der Kleidung erschienen.

*

Das Mai—Juniheft 1931 des von Pierre Janet und George Dumas herausgegebenen „Journal de Psychologie“ (Paris) gibt den in der „Société de Psychologie“ an der Sorbonne im Februar gehaltenen Vortrag von R. E. Lacombe „Sur l'intérêt de la tentative de Freud“ wieder.

*

Im Novemberheft der der beruflichen Fortbildung der Lehrerschaft dienenden, offiziösen österreichischen Monatsschrift „Der neue Weg“ veröffentlicht Reg.-Rat Dr. Josef Weinberger, Direktor der Bundeslehrer-

bildungsanstalt in Hollabrunn einen Vortrag, den er in der genannten Anstalt über die Bedeutung der Psychoanalyse für die Pädagogie gehalten hat. Er gelangt zum Ergebnis, die Psychoanalyse befolge zwar, als Ideal gedacht, immer einen sittlichen Zweck, die Unterwerfung der dunklen Kräfte des Unbewußten unter die Herrschaft des sittlichen Willens; da aber nur eine bestimmte Art von Kranken sich für die seelenaufschließende Behandlung eigne, und da die psychoanalytischen Lehren überdies noch weit von ihrer wissenschaftlichen Konsolidierung entfernt seien, müsse die Pädagogik bei der Verwendung der Psychoanalyse Vorsicht üben. Aber auf jeden Fall sei die theoretische Beschäftigung mit der Psychoanalyse geeignet, dem Lehrer die menschliche Natur und Entwicklung von einer ihm bisher unbekannten Seite zu offenbaren und seine Sicherheit bei der praktischen Erziehertätigkeit zu erhöhen.

*

In der von Tumlirz herausgegebenen „Vierteljahrsschrift für Jugendkunde" (Heft 3, 1931) schreibt H. Vorwahl über „Die Sexualität des Lügens". Die Illusionen der meisten Eltern und Erzieher, die von der „Unschuld" ihrer Kinder in sexuellen Dingen überzeugt sind, zeigen ihre „lyrische Hilflosigkeit", und nur die neuere Dichtung hat in ihrem Naturalismus der Wirklichkeit Rechnung getragen. Charlotte Bühlers Behauptungen, es handle sich dort um nicht typische Ausnahmefälle, wo die Psychoanalyse starke sexuelle Spannung in der Kindheit und bei Halbwüchsigen aufweist, sei „keine Orientierung von der Psychologie her, sondern eine pädagogische Setzung, die nicht von subjektiver Meinung unabhängig ist".

„Große Deutsche"

Unter dem Titel „Große Deutsche — Ein Volksbuch von Karl Stabenow" ist soeben im Avalum-Verlag, Hellerau bei Dresden eine Sammlung von Bildnissen aus alter und neuer Zeit erschienen. Im Geleitwort schreibt Reichskunstwart Dr. Edwin Redslob: „Es sind nicht hundert Bildnisse, sondern ein Antlitz: das einzige Antlitz des deutschen Volkes". Die chronologisch geordnete Sammlung beginnt mit einer Reiterstatue Karls des Großen. Die Generation der Lebenden ist in dieser Sammlung „Große Deutsche" durch sechs Bildnisse vertreten: Gerhard Hauptmann, Max Liebermann, Max Planck, Albert Einstein, Hindenburg und Sigmund Freud.

Eigentümer und Verleger:
Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien, I., Börsegasse 11
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11
Druck: Johann N. Vernay A.-G., Wien, IX., Canisiusgasse 8—10

Ich bitte dringendst, Sendungen (Briefe, Manuskripte, Rezensionsexemplare usw.), die nicht für mich persönlich, sondern für den „Internationalen Psychoanalytischen Verlag", bezw. für die Zeitschriften „Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse", „Imago", „Psychoanalytische Bewegung", „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" bestimmt sind,

nicht an mich persönlich

zu adressieren, sondern an den

Internationalen Psychoanalytischen Verlag
Wien, I., Börsegasse 11

bezw., wenn speziell für eine der obengenannten Zeitschriften bestimmt, an die betreffende Zeitschrift, per Adresse des Internationalen Psychoanalytischen Verlags.

Wien, im Januar 1932 **A. J. Storfer**

„Psychoanalytische Bewegung", IV. Jg., Heft 1, Jan.–Febr. 1932